

# heft

klassikerausgabe januar 2008

..... für literatur, stadt und alltag .....



..... schuld & sühne .....

Am Mittwoch 17 Uhr Spielesabend  
für Kinder und Erwachsene ab 10 Jahre



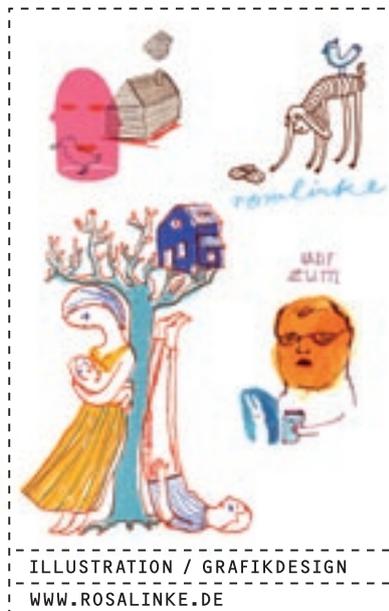
**Tintenherz**  
KINDERBÜCHER UND SPIELE  
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT  
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52  
buchhandlungtintenherz@arcor.de



»Sag' a durch  
die Ketten-  
blume!«

»Ketten.glück.«  
... die intuitive Lebensklärung  
an dich und dein Biss.  
... handgeknüpft, ohne  
Kleber-Schmuck.  
... nur bestickt, ab jetzt  
bei uns im Laden.

die pedale.  
Tel. 0361.6 42 18 74.  
Pergamentergasse 27-28 - 99084 Erfurt.  
www.diepedale.de weil rad fahren glücklich(er) macht.



**hEft** unterstützen  
und die nächsten  
vier Ausgaben  
nach Hause?

**Förderabo** für 20  
Euro – auch als  
Geschenk geeignet.

Coupon unter  
**www.heft-online.de**

**hEft** sucht für zwei Stunden pro Woche bezahlbares Büro  
in der Innenstadt. Kontakt: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)

#### » Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 11 (4. Jg.), Januar 2008 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net), Netz: [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de) » Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001 » Redaktion: Annemarie Frey, Alexander Platz, Julia Reinard, Thomas Putz (verantw.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy » Satz/Layout: Steffi Winkler » Titelgrafik: Rosa Linke » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, [www.gutenberg-weimar.de](http://www.gutenberg-weimar.de).

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider Die Seiten 5, 8 und 22 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. März 2008; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. Februar 2008.

Das hEft wird unterstützt aus dem Feuerwehrtopf der LAG Soziokultur Thüringen e.V., sowie durch [www.dieGesellschafter.de](http://www.dieGesellschafter.de). Herzlichen Dank an die Spenderinnen und Spender, vor allem an die Thüringer Eisenbahn GmbH.

**dieGesellschafter.de**



Liebe Leserin, lieber Leser,

Erfurt bekommt ein Kulturkonzept. Prioritäten und Förderrichtlinien sollen darin überdacht und neu entwickelt werden. Im Frühjahr soll ein Entwurf öffentlich diskutiert werden – und dabei sicherlich einige Wellen schlagen. Wir sprachen vorsorglich schon mal mit Wolfgang Beese, dem Initiator der Idee. Das ausführliche Interview ab Seite 19.

Der Literaturteil ist diesmal extra fett: neben Beiträgen zum Thema »Schuld & Sühne« – einem weiteren Literaturklassiker mit & - gibt's wieder Texte aus unserer Schreibwerkstatt »Feierabend« sowie alle Preistexte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2007.

Trotz der rekordverdächtigen 32 Leute, die in dieser Ausgabe geschrieben und illustriert haben, gibt es eine permanente Baustelle: die Fotostrecke. Hier also der Aufruf an alle fotografisch Aktiven: Meldet euch und füllt vierteljährlich die fünf Fotostrecken-Seiten!

An dieser Stelle bedanken wir uns besonders für die finanzielle Unterstützung durch die LAG Soziokultur Thüringen e.V. und die Thüringer Eisenbahn GmbH. Und natürlich möchten wir auch unsere neuen Förder-Abonent/innen nicht vergessen, die nun für 20 Euro die nächsten vier hEFte zugestellt bekommen. Wer das auch will, und dazu noch ein gutes Werk tun möchte: auf [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de) gibt's alle Infos.

Wir wünschen ein erfreuliches Jahr 2008!

Die Redaktion

Anzeigen

**Erfolg ist eine Frage von Qualität**



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar  
Telefon 0 3643/4168-0 | Telefax 0 3643/4168-22  
[info@gutenberg-weimar.de](mailto:info@gutenberg-weimar.de) | [www.gutenberg-weimar.de](http://www.gutenberg-weimar.de)

**COPY TEAM**  
» Digitalkopie » Druck » Plot » color/sw

**Bindungen**  
HardCover ab 8,90 €  
Prägung & Expressdienst



**T-Shirts: Flock & Druck**

Bindungen Druck Farbkopien Laminieren Service  
BJ-Kopien Großformate Folien Papiere Toner  
Büromaterial Falten Kopien Plakate Vertrieb u.v.m.



Schlüterstraße 9  
99089 Erfurt  
☎ 2 11 35 35



Altonaer Straße 7  
99085 Erfurt  
☎ 6 42 24 65

Öffnungszeiten:  
Mo - Do 9 - 19 Uhr  
Fr 9 - 18 Uhr  
Sa 10 - 13 Uhr

[copy-team.erfurt@t-online.de](mailto:copy-team.erfurt@t-online.de)

stadt & alltag

anger süd-west

- 04 Rhythmusstörungen
- 05 Gegendarstellungen
- 06 Ein Theater: Galli
- 08 Fünf Fragen an: Willi Münzenberg
- 09 Unter freier Flagge
- 10 Letzte Chance, dann ist Feierabend!
- 10 Zwei Städte, zwei Schreiber

11 Redaktion empfiehlt

- 12 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 13 Todesfeder
- 14 hEFt unterwegs: Gotha, mon amour

kultur & politik

- 16 Alles bleibt besser
- 18 Carla greif ein!
- 19 Interview: »Dann muß man die Verwaltung zwingen«
- 22 Ventil e.V.
- 23 Demokratur
- 25 Fotostrecke

literatur schuld & sühne

- 26 Lena Hammerschmidt » Der Test
- 28 Stefan Schütz » Vergeltung
- 29 Paul Hofmann » Evolution of Sex
- 32 Till Bender » Barney

literatur feierabend

- 34 Klaus Buschendorf » Nur eine Schubkarre Lehm
- 35 Martin Rieger » Der Krake im Nordbad
- 37 Fred Stein » Liebesgeschichte
- 38 Anne-Katrin Thierschmidt » Der Schraubstock
- 39 Julia Reinard » Von Namen

literatur hessus schreibwettbewerb

- 40 Christiane Berndt » Die fremde Frau
- 41 Stefan Petermann » Die Wicherts von nebenan
- 44 Katrin Marie Merten » Zum Lufttanz Versammelte
- 47 Sabine Wiedemann » Kamillentee
- 48 Marcus Quent » Blind date
- 48 Benjamin Damm » Weit weg
- 49 Franziska Schramm » Bleistiftzeichnung

51 Autor/innenverzeichnis

# rhythmusstörungen.

## **Die Erfurter scheinen ein wenig aus dem Takt gekommen. Oder: Sind Busfahrer kriminell?**

Des Deutschen liebster Takt ist ja bekanntlich der Drei-Viertel-Takt. Daß dieser immer und überall gut funktioniert zeigt sich Allerorten: bei Fernsehsendungen, von »Musikantenstadel« bis »Wetten Dass...«, oder bei Konzerten, von den »Stones« bis hin zu »Tokio Hotel«. Eigentlich funktioniert er immer, in jedem Alter und zu jeder Gelegenheit. Und wenn er einmal nicht paßt, dann wird er trotzdem geklatscht. Wahrscheinlich ist er angeboren.

Die EVAG hat darum jetzt ein geheimes Forschungsprojekt gestartet. Sie testet an unbescholtenen Straßenbahn- und Busfahrern, inwieweit ihr Taktgefühl umzukonditionieren ist. Dabei greift sie allerdings nicht auf bewährte Rhythmen zurück, sondern wendet einen, eigens für diesen Forschungsversuch geschaffenen, innovativen Takt an: den »Erfurter City Takt«.

Wie wenig Taktgefühl die EVAG bei ihrem Versuch selbst an den Tag legt, beweisen die gehäuft auftretenden Rhythmusstörungen. Bus und Bahn kommen – mal abgesehen von den Nachtlinien und einigen Dorfbussen – scheinbar nicht nur wie sie wollen, sie fahren jetzt auch noch seltener. Vorbei die Zeiten, in denen man einfach so zur Haltestelle schlendern konnte, die nächste Bahn ließ maximal fünf Minuten auf sich warten. Haltestellengänge müssen jetzt genau getaktet werden, sonst steht man schnell mal zehn Minuten im Regen, am Wochenende darf's ein bißchen mehr sein.

Forschungsprojekte wie das der EVAG können, Verständnis hin oder her, eben nicht ohne Nebenwirkungen sein. Und mit der deutschen Tugend Pünktlichkeit kann man diesen recht effizient zuleibe rücken. Doch bei Nebenwirkungen allein bleibt es nicht. Die Benutzung der öffentlichen Nahverkehrsmittel, insbesondere der Busse, birgt neuerdings auch ungeahnte Risiken: nämlich die Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Durch Brandmarkung. Denn Busfahrer sind potentielle Schwarzfahrer!

Das zumindest unterstellen die Verkehrsbetriebe den Bewohnern der Erfurter Ortschaften. Und starteten mit der Fahrplanumstellung auch einen Feldzug gegen das Schwarzfahrertum der Dörfler, der das Busfahren jetzt zu einem einzigartigen Erlebnis macht. Voll bepackt mit Einkaufstüten und allerlei Beuteln heißt es erstmal Schlange stehen an der Fahrertür. Erst, wer auf dem Grund seiner Tasche – den einen Beutel unter den linken Arm geklemmt, den anderen zwischen den Beinen eingekleimt – Monatskarte, Fahrschein oder Kleingeld vorge-

kramt hat, darf die Schranke zum Fahrgastraum passieren.

Doch vielleicht wird die Intention der EVAG auch vollkommen verkannt und sie schult lediglich die Geduld der Erfurter Bevölkerung? Will man der Werbung der EVAG glauben, hat der City Takt auch sein Gutes. Immerhin habe am 6. Oktober eine »neue Epoche im Erfurter Nahverkehr« begonnen. So titelt die EVAG unter anderem: »Zuverlässig, schnell und dynamisch« – fehlt eigentlich nur noch teuer und unflexibel. Denn nach wie vor ist es den Erfurtern verwehrt, im Kreis zu fahren oder mit einem Fahrschein hin und wieder zurück.

Die Erfurter Stadtbahn – bestehend aus »sieben zentralen Achsen« – sei der neue Pulsschlag für Erfurt und Umgebung. Dabei war der alte doch gar nicht schlecht! Was also soll an diesem besser sein? Angeblich hätten sich die Fahrzeiten verkürzt, die Direktverbindungen hätten zugenommen, ebenso die Fahrtmöglichkeiten. Was definitiv zugenommen hat, ist die Verwirrung. Die Linien wurden mal wieder umbenannt, die Streckenführungen teilweise verändert.

Das Beste aber ist die Eröffnung der Neubaustrecke zwischen Salinenstraße und Rieth. Wozu dieses durch Städtebaufördermittel finanzierte Verbindungsstück im Erfurter Norden? Gut, man kann den Thüringenpark vom Anger aus jetzt in gewohnten 16, oder aber in 19 Minuten erreichen – auch wenn sich die 19 Minuten gen Salinenstraße zu einer gefühlten halben Stunde ausdehnen. Denn eines ist mal klar, die Magdeburger Allee wird, so wünschenswert es ist, durch diese Querverbindung nicht belebt.

Erst auf dem zweiten Blick wird der wirkliche Pferdefuß dieser für den Erfurter Norden durchaus vorteilhaften Strecke deutlich: Der Rote Berg ist schlechter angebunden denn je. Nicht nur, daß die Bahn seltener fährt, die Buslinie 50, die viele Schüler aus dem Rieth in das Heinrich-Hertz-Gymnasium brachte, wurde klammheimlich eingestellt. Und die 95, die ehemals zwischen Marbach und Grubenstraße pendelte, jetzt aber nur noch zu unmöglichen Zeiten fährt, endet am Europaplatz. Damit haben auch die Marbacher und der Thüringenpark ihren Schaden.

Ergo: Der neue Pulsschlag ist also vor allem für einen gut, für die Forschung und die Konten der EVAG. Wenn Ihnen in Zukunft bei öffentlichen Klatschaktionen also jemand auffällt, der so ganz und gar nicht im Takt klatscht, könnte diese Person ein erfolgreich umkonditionierter Erfurter sein. Haben Sie bitte Verständnis! Wohl dem, der bei all dem Tohuwabohu ein Fahrrad besitzt ...

Ronja Busch

# gegendarstellungen.

## Thüringens schlimmster Fußballer.

Kurz vor Redaktionsschluß erreichte die hEFT-Redaktion die Nachricht vom neuerlichen Ausraster des ehemaligen Stürmers des FC Rot-Weiß Erfurt Dominik Kumbela. Dieser unterschied sich jedoch in eklatanter Art und Weise von allen bisherigen Eskapaden, die sich der Kongolese in der laufenden Saison bereits leistete. Während Kumbela seine überschüssigen Aggressionen bisher vorwiegend auf dem Platz abbaute (neben einem Kopfstoß und einer Spuckattacke, für die er jeweils vom Platz gestellt wurde, verwandelte er auch das ein oder andere wunderschöne Tor), schoß er diesmal ganz eindeutig über das Ziel hinaus, und schlug seine Freundin vor aller Augen in einer unlängst eröffneten »Szene-Diskotheek« (ganz in der Nähe des Erfurter Bahnhofs) krankenhausreif. Der Verein reagierte sofort, suspendierte den Spieler umgehend

und kündigte die Vertragsauflösung an. In Anspielung auf die hierzulande doch recht unübliche Vorgehensweise, die eigene Frau in aller Öffentlichkeit zu verprügeln, bezeichnete BILD den Kongolesen darauf hin als »schlimmsten Fußballer Thüringens«. Ohne das hEFT diesen unentschuldbaren Ausraster des nunmehr Ex-Rot-Weiß-Stürmers in irgendeiner Weise gutheißen, noch anderweitig kommentieren möchte, bleibt zumindest klar zustellen, daß das alles mit Fußball nichts zu tun hat. Zumal die Ehre, Thüringens schlimmster Fußballer zu sein, bereits Thorsten Ziegner (Ex-Kapitän und Bankdrücker beim FC Carl Zeiss Jena) zuteil wird, da es sich bei ihm im eigentlichen Sinne gar nicht um einen Fußballer, sondern einen Oberligaspieler handelt. Um die Krone für Thüringens fußballerisch begabtesten Schläger ist Kumbela allerdings noch im Rennen. Schade für ein großes Talent, schade für den FC Rot-Weiß Erfurt.

## 100 Jahre Nachhaltigkeit.

Daß die Jahre hierzulande unter einem bestimmten Motto stehen, hat inzwischen gute Tradition. So stand dieses Jahr beispielsweise im Zeichen der Heiligen Elisabeth, das nächste widmet sich dem Fürstenkongreß. Und daß Nachhaltigkeit in und um Erfurt nicht nur ein leeres Wort ist, bewies unlängst die Stadtverwaltung, indem sie die Themen für die nächste Dekade bekannt

gab. Daß die Stadt nun endlich soweit in die Zukunft denkt, können wir als hEFT-Redaktion nur begrüßen, und wollen, daß dieses junge Pflänzchen wächst und gedeiht. Deshalb hier der Aufruf an unsere Leser/innen selber Vorschläge für die nächsten 100 Jahre bei der Kulturdirektion oder diesem Magazin einzureichen. Hier schon mal ein kleiner Anfang: 2018 Jahr der Tapete, 2019 Jahr des Krautwickels, 2020 Jahr des Bob-sports...

## ELEGOISTE

© ULF SALZMAN



www.elegoiste.de

# ein theater: galli.

Die Folgen einer besuchten Kulturveranstaltung.

Oder: Was sich so alles hinter dem Begriff ›Theater‹ verbergen kann.

Letztens war ich im Theater. Nicht in irgendeinem, sondern im Galli Theater. Schön, dachte ich, ein weiterer Ort für Kultur kann nicht schaden, und hübsch gelegen ist es ja, in der Maria – Magdalenen – Kapelle neben dem Hochzeitshaus.

Da saß ich nun und sah ein Stück über Weihnachten, Männer, Frauen und Ahnen, die in der Weihnachtszeit besonders aktiv wären, wie uns Herr Galli erklärte. Denn Johannes Galli, Gründer und Namensgeber des Theaters, gab ein Gastspiel in Erfurt. Er sagte, die Ahnen wären verdrängte Probleme, denen wir uns stellen müßten – und zwar am besten zwischen den Feiertagen, denn die Geister und Energien wären jetzt besonders aktiv. Meine Sitznachbarn sprachen darüber, daß es auch in Weimar ein Galli Theater gäbe. Da ich stets angenommen hatte, Theater bestünden auf Einmaligkeit, weckte diese Information mein Interesse.

Ich recherchiert nach dem Galli Theater. Und siehe da, es heißt nicht das Galli Theater, es heißt: die Galli Theater. Denn es gibt nicht nur eines in Erfurt und Weimar, sondern auch in Berlin, München, Frankfurt am Main, Stuttgart und Freiburg im Breisgau. Man klärte mich auf, daß Herr Johannes Galli, »in den 80er Jahren europaweit bekannt als Clown Galli«, in Freiburg studiert hatte und deswegen dort sein erstes Theater eröffnete. Ich sah mich weiter auf den Seiten um. Der Herr Galli ist nämlich, wie ich erfuhr, auch Schriftsteller. Alle Theaterstücke, die in den Galli Theatern gespielt werden, stammen von ihm. Man kann sie im Galli Verlag, ansässig in Freiburg, kaufen. Herr Galli kann aber noch mehr: er ist auch Trainer für Körpersprache und Kommunikation gewesen, wodurch er dem »Spitzenmanagement großer internationaler Firmen« etwas beibringen konnte. Daraus, so heißt es weiter, entwickelte er das sog. Businesstheater. Dabei buchen Firmen »maßgeschneiderte« Stücke, bei denen Produkte eingeführt

werden oder »Mitarbeitern ›der Spiegel vorgehalten‹ wird«, laut Selbstdarstellung mit »nachhaltiger Wirkung«. Es gibt auch Präventionstheater für Kinder, sowie Workshops (Kosten: dreistellig), Trainings (Kosten: knapp 500 Euro) und eine Ausbildung in der nach Johannes Galli benannten Methode, die als eingetragenes Markenzeichen nur mit Lizenzgenehmigung angewandt werden darf (Kosten der Ausbildung: 3750 Euro).

Als Galli Theater steht man nicht vor der Wahl, die Stücke von Johannes Galli zu spielen, sondern man steht unter dem Zwang sie – und ausschließlich sie – zu spielen. Denn alle Galli Theater sind Lizenznehmer. Für die jeweiligen Theaterleiter stellt diese Anforderung wohl keine Hürde dar, denn um ein Theater dieses Namens zu eröffnen, muß erst der lange Weg vom Komparsen zum Schauspieler gegangen sein, wofür man erst an Workshops, dann an Trainings teilgenommen haben muß, um schließlich die 3750-Euro-Ausbildung zu absolvieren. Nach dieser Annäherung an das Prinzip Galli, darf man selbst Workshops und Trainings anbieten. Was die Trainer gewiß versuchen, denn damit könnten sie etwas mehr Geld verdienen als mit ihrem Theater. Ein Galli Theater hat nämlich nicht nur Mietausgaben, sondern auch Tantiemen an Herrn Galli abzuführen, schließlich hat er alle aufführbaren Stücke geschrieben.

Die Welt ist von Kopf bis Fuß auf Geld eingestellt, wenn man das weiß, ist das Leben in dieser Welt nicht schmerzhaft. Herr Galli ist einer der Wissenden. Kommerz und Kultur schließen sich schon lange nicht mehr aus, und dieser Fall zeigt lediglich das Extrem eines vollkommen gewinnorientierten Theaters, bei dem einer den Leitfaden für marktwirtschaftliches Handeln sehr gut gelernt hat: Johannes Galli selbst.

Julia Reinard



#### **Randnotiz:**

Im Laufe der Untersuchung ließ die Autorin des Artikels ab und an den Namen ›Galli Theater‹ fallen. Überall Kopfschütteln oder gar der diffamierende Ausdruck, das wäre doch eine Sekte. Nein, dachte sich die Journalistin, das kann nicht sein, ihr wißt doch überhaupt nichts über dieses Theater. Spreche ich stattdessen mit Menschen, die besser Bescheid wissen, weil sie dort – beispielsweise – Praktikanten waren. Und um zu besseren Ergebnissen zu kommen, dachte sich die Reporterin, befrage ich ehemalige Praktikanten, die sind im allgemeinen offener und geben mehr über Interna preis. Diese Suche erwies sich als anstrengender als jene im Internet: Keiner wollte mit der Redakteurin sprechen. Warum, das erfuhr sie nicht. Dafür bekam sie mehrmals den Satz »Darüber spreche ich nicht!« zu hören.

Wenn jemand aber in Fällen wiederholter Gesprächsverweigerungen eine Spur wittert, dann sind das Autorinnen, Journalistinnen, Reporterinnen, Redakteurinnen. Wie kann es sein, daß ein Theater, das sich selbst als Kulturinstitution versteht, lediglich Praktikanten hatte, die sich nicht trauen, über dort gemachte Erfahrungen zu sprechen? Was geschieht in den Theatern? Was geschieht mit den Aktiven? Selbst im sonst mit Kritik jeglicher Couleur so reich bespickten Internet fand die Person mit den vielen Jobbeschreibungen nichts – keinen einzigen negativen Kommentar.

Das wollte die Autorin am Rande erwähnt haben, denn es erschien ihr wichtig. Vielleicht, um auf diesem Weg Antworten zu erhalten.

Julia Reinard

# fünf fragen an. Willi Münzenberg (\*1889 Erfurt, † 1940 Saint-Marcellin)



**Herr Münzenberg, Sie gelten als zweitgrößter Verleger der Weimarer Republik, brachten etliche Zeitungen heraus und gründeten beispielsweise 1928 den *Eulenspiegel*. Gleichzeitig waren Sie KPD-Propaganda-Chef und Reichstagsabgeordneter. Wie geht das zusammen?**

Wenn man eine Botschaft hat, will man sie auch unter das Volk bringen. Das ging damals vor allem über die den Zeitungsmarkt. Die kommunistische Bewegung brauchte Öffentlichkeit, und ich als Leiter der Agitationsabteilung der KPD gab sie ihr. Zuerst über die *Arbeiter Illustrierte Zeitung*, später über die auflagenstarken Blätter *Welt am Abend* und *Berlin am Morgen*. Durch meine privat gehaltenen Presseerzeugnisse konnten wir breitere Massen erreichen, als es der reinen, direkt mit der KPD verbundenen Presse gelang. Sie hatte zwar politisch die gleiche Linie wie letztere, stand dem Denken und Interesse der Arbeiter jedoch näher, was sich auch im Artikelprofil ausdrückte. Außerdem war sie nicht so theoretisch und doktrinär. Wer die öffentliche Meinung kontrolliert, hat Macht. Daß ich dabei als Konzern-Chef fungierte, spielte keine Rolle. Der Auftrag bestimmt die Mittel.

**Sie wurden oft als »Roter Millionär« bezeichnet. Neueste Forschungen behaupten, daß ihr Medienimperium permanent pleite war. Woher hatten Sie eigentlich all das Geld?** Wissen Sie, diese Universitäts-Schnösel von heute spielen sich auf und haben doch keine Ahnung, was damals abging. Lenin gab mir 1921 persönlich den Auftrag, die *Internationale Arbeiterhilfe* für die Sowjetunion aufzubauen. Dann ging das Ganze richtig los, entwickelte eine Eigendynamik, die sich nicht immer kontrollieren ließ. Das Geld kam hauptsächlich aus der Sowjetunion, aber wir hatten auch Mäzene in Deutschland. 1933 war dann alles vorbei. Wir hatten den Kampf verloren. Wir veröffentlichten noch das *Braunbuch*, worin der Nachweis für die Schuld der Nazis am Reichstagsbrand geführt wurde, dann ging ich ins Exil.

**1937 wurden Sie unter anderem aufgrund Ihrer Kritik an Stalin aus dem ZK der KPD ausgeschlossen. Sie wurden als »trotskistischer Verräter« bezeichnet und Herbert Wehner unterstellte Ihnen »opportunistische Prinzipienlosigkeit«. Was war da los?** Was ich damals über den Hitler-Stalin-Pakt gesagt habe, ist noch immer wahr. In diesem Freundschaftsvertrag hat sich Stalin ausdrücklich mit der Hitlerdiktatur solidarisiert, er hat ausdrücklich den feigen und räuberischen Überfall der Hitlerregierung auf Polen gutgeheißen und zynisch die Teilung der Beute öffentlich proklamiert. Gleichzeitig unterstellte mir die KPD, mit der Sozialdemokratie, die damals als gemäßigter Flügel des Faschismus bezeichnet worden ist, zu kollaborieren. Das war absurd! Ich kämpfte in Frankreich weiter und gründete die Zeitschrift *Die Zukunft* für die Einheitsfront gegen Faschismus. Da machten deutsche Exilanten wie Lion Feuchtwanger, Oskar Maria Graf oder Alfred Döblin mit.

**Zurück in die Provinz: Leider wurde Ihr Geburtshaus in der Erfurter Augustinerstraße abgerissen. Dafür hat die Stadt eine Gedenktafel an den jetzt dort stehenden Neubaublock angebracht. Haben Sie eigentlich posthum die Ehrenbürgerschaft erhalten?** Natürlich nicht! Nach meinem Tod, der bis heute auch für mich ungeklärt ist, galt ich in der DDR als Unperson und Trotskist; in der BRD als zwielichtiger Kommunist. Was sich nicht einordnen läßt, fliegt raus. Dabei würde ich auch heute noch passabel als Mittelständler durchkommen. Ich könnte der Zeitungsgruppe Thüringen sicher ein paar gute Tips geben, wie die inhaltliche Gleichschaltung der Zeitungen noch besser funktionieren könnte. Hab ich ja alles durch, damals.

**Wie beurteilen Sie die Medienmaschinerie heute?** Da hat sich trotz Digitalisierung und Fernsehen im Grunde nichts geändert: Alle Nachrichten sind Lügen und alle Propaganda wird als Nachrichten getarnt.

**Herr Münzenberg, vielen Dank für das Gespräch.**

# unter freier flagge.

## Die Filmpiraten drehen unabhängige Dokumentarfilme in Erfurt.

Eine Gegenöffentlichkeit über das Filmen von politischer Protestkultur zu schaffen, ist sicherlich nicht neu. Dennoch ist es in den Zeiten von dummdreistem Reality-TV und einer allumfassenden Verblendungsmaschinerie so nötig wie selten zuvor. Um so erfreulicher ist, daß es auch in Erfurt seit einiger Zeit eine Gruppe gibt, die genau das tut: die Filmpiraten.

Begonnen hat alles mit der Idee, nicht nur an politischen Aktionen und Demonstrationen teilzunehmen, sondern diese auch zu dokumentieren und für andere zugänglich zu machen. »Über das Medium Film kann man mehr Leute erreichen als mit allen Demos«, sagt Jan, Initiator der Filmpiraten. Er nennt es »investigativen Videoaktivismus«. Für den ersten größeren Film der Filmpiraten nahm er zusammen mit zwei Teams am 3. Oktober 2004 alles auf, was an politischer Aktivität an diesem Tag in Erfurt stattfand: von Gegenveranstaltungen wie dem Straßenfest zum »Tag der Einheit der Menschen« und der Demo der »Anti-Deutschen«, bis hin zur offiziellen Einheitsfeier in der Innenstadt. Gewürzt mit Statements ergibt sich so ein kontrastreiches und widersprüchliches Bild der Wirklichkeit, das eher dokumentarisch als propagandistisch daherkommt. Und dies ist Konzept, sagt Jan: »Die Dokumentarfilme sind grundsätzlich ohne Kommentar – den eigenen Stadtpunkt schaffen die Zusammenstellung und der Schnitt der Bilder von ganz allein.«

So sind inzwischen mehrere Clips und Filme mit einer Länge bis zu 30 Minuten entstanden, die allesamt im Internet veröffentlicht wurden. Das vielleicht ambitionierteste Projekt bisher wurde 2005 in Zusammenarbeit mit dem Besetzten Haus in Erfurt realisiert: der Film »Topfgang« über das ehemalige Topf & Söhne-Gelände in der Rudolstädter Straße. »Die Herausforderung des Filmes bestand darin, die gegenwärtige Situation der Besetzer/innen mit der Geschichte des Ortes zusammenzubringen«, sagt Jan rückblickend und erinnert sich an die chaotischen Dreharbeiten und den langwierigen Schnitt. Letztendlich entstand mit einer Unterstützung von 100 Euro ein absolut sehenswerter und wichtiger Dokfilm, in dem historische, politische und künstlerische Dimensionen gleichermaßen berücksichtigt wurden.

Die Filmpiraten arbeiten und veröffentlichen unter der »Creative Common Licence«, die vorsieht, daß das Werk frei kopiert und auch von anderen benutzt werden

kann, solange es nicht kommerziell verwendet wird. Daß sich nicht alle an die Lizenzbedingungen halten, haben die Filmpiraten selbst erlebt. Eine von ihnen gedrehte Filmsequenz über eine Auseinandersetzung zwischen Nazis, Antifaschisten und der Polizei in Wismar wurde von mehreren kommerziellen TV-Stationen übernommen, einige fragten nicht einmal nach.

»Wir sind nicht glücklich über die Situation«, erzählt Jan, »aber durch das Internet werden die Filme so schnell verbreitet, daß eine Kontrolle gar nicht möglich ist.« Andererseits ist ja letzteres auch nicht gewollt. Welche Dimensionen das Interesse erreichen kann, zeigt der Kurzfilm über eine Anti-Nazi-Demo in Göttingen vom Oktober 2005: Als der Film ins Netz gestellt wurde, waren die Zugriffszahlen so enorm, daß die Indymedia-Server am Rand des Zusammenbruchs standen.

Die Filmpiraten haben ihr Know How über die Jahre erweitert, fast immer durch autodidaktische Aneignung. »Zuerst haben wir lediglich die gefilmten Sequenzen aneinander geschnitten, inzwischen ist die Vorbereitung auf einen längeren Film schon aufwendiger und der Schnitt dauert meist mehrere Wochen.« Unterstützung bekommen sie unter anderen über den Landesfilmdienst Thüringen. Hilfe gibt es auch von befreundeten Videogruppen, wie z.B. dem Freundeskreis Videoclips. Der größte Teil jedoch wird aus der eigenen Tasche bezahlt. »Die Unabhängigkeit ist uns sehr wichtig«, sagt Jan, »andererseits ist die Filmproduktion eine sehr kostspielige Sache, angefangen beim Ausleihen der Technik bis hin zum Schnitt.« Finanzielle und technische Unterstützung ist deshalb sehr willkommen. Außerdem sind die Filmpiraten immer auf der Suche nach aktiven Mitstreiter/innen, die Lust haben an den Filmprojekten mitzuarbeiten und Erfahrungen im politischen und filmischen Bereich haben.

Daniel Tanner

» Kontakt und Filme unter: <http://filmpiraten.de.vu>



# letzte chance, dann ist feierabend!



Im November fand nun bereits die dritte von vier Schreibwerkstätten statt, die das *hEFt* in Kooperation mit dem *Schreibwerk Erfurt* unter dem Motto »Feierabend – Jetzt wird geschrieben!« veranstaltete. Entsprechend dem Konzept, jedes Mal an einem anderen Ort nach Spuren von Arbeit und Alltag zu

suchen, fand die Werkstatt diesmal im Jugendhaus Fritzer statt. Wieder entstanden interessante Texte, die in einer Auswahl im Literaturteil dieser Ausgabe nachgelesen werden können.

Gleichwohl die Diskussion und die Kritik der frisch geschriebenen Texte auch in den vorangegangenen Werkstätten ihren Platz hatte, nahm sie in dieser besonders großen Raum ein. Neben dem Umstand, sich überhaupt einmal ganz bewußt Zeit für das eigenen Schreiben zu nehmen bzw. nehmen zu können, wurde der großzügig in Anspruch genommene Diskussionsraum am Ende der anderthalb Tage von beinahe allen Teilnehmer/innen als besonders positiv empfunden und hervorgehoben.

Schließlich sei es oft gerade

erst der Austausch mit Gleichgesinnten – so die einhellige Meinung der anwesenden Schreibenden – die neue Impulse für einen Text oder das eigene Schreiben überhaupt gäben. Und da es daran häufig mangelt, wurde kurzerhand die Idee in den Raum geworfen, die entstehende Gruppe auch über das eigentliche Projektende hinaus fortbestehen zu lassen, und so den Austausch untereinander zu fördern. Das *hEFt* sieht diese Entwicklung freilich mit großer Freude und wird diese nach Kräften unterstützen.

Im Januar findet nun die letzte Werkstatt dieser Art statt und wie immer sind alle Interessierten aufgerufen, sich einen der inzwischen recht begehrten Plätze zu reservieren.

» **Verbindliche Anmeldung bis zum 15. Januar unter: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)**

---

## zwei städte, zwei schreiber.

Erfurt und Weimar – zwei Städte, zwei Stadtschreiber, zwei Konzerte. Wie sollte es auch anders sein? Während in Weimar der Stadtschreiberpreis 2007 erstmals ausgeschrieben wurde, vergab die Stadt Erfurt für 2008 das Stipendium gerade zum vierten Mal. Weimar geht mit der Sparkasse als Sponsor ins Rennen, Erfurt mit der Kulturdirektion höchstselbst. Rein monetär ausgedrückt entspricht das: monatlich 600 Euro zu 1250 Euro, jeweils zusätzlich kostenloser Stadtschreiberkammer. Sollte auch hier Erfurt die Nase vorn haben?

Doch nun zu den Stadtschreibern selbst: In Weimar ist es zwischen November 2007 und Januar 2008 der 1966 in Erfurt geborene *hEFt*-Autor Maik Lippert, der im Kirchenparadies Kleinfahner auf-

wuchs und derzeit in Berlin lebt. Nach seinem Ökonomiestudium in Moskau war er bis 2003 im kaufmännischen Bereich »unter Ausbeutung seiner Russischkenntnisse« tätig. Jetzt ist er Lehrkraft und mußte unbezahlten Urlaub nehmen, um das Stipendium überhaupt antreten zu können. Maik Lippert hat mehrere Preise eingeheimst; seine letzten Veröffentlichungen waren die Lyrikbände »fahrten ins sediment« (*parasitenpresse* 2003) und »im rauchglas des himmels überm gewerbegebiet« (*Edition Thaleia* 2007). Darin, wie auch in seinen Prosatexten, kann man dichte Bilder aus Arbeit und Alltag finden.

In Erfurt bekam der 1982 bei Hamburg geborene Autor und Filmmacher Finn-Ole Heinrich den Zuschlag. Er tritt sein viermonati-

ges Stipendium im April 2008 an. Auf den Poetry-Slam-Bühnen der Republik seit Jahren unterwegs, studierte er Filmregie und Drehbuch und gewann 2005 den deutschen Jugendvideopreis und 2007 den 1. Preis beim Bundesfestival Video. Neben Beiträgen für unzählige Anthologien erschien 2005 sein erster Erzählband »die taschen voll wasser« und 2007 der Roman »Räuberbande«, beide im wunderbaren *mairisch-Verlag*. Ein Kritiker schrieb dazu: »Heinrich schreibt mit einer Intensität, die fast schon körperlich Herzklopfen verursacht«.

Wir sind gespannt, gucken schon mal auf [www.pipe-up.de](http://www.pipe-up.de) und wünschen beiden Stadtschreibern einen ertragreichen Aufenthalt!

# lesungen.

- » **11.01.**, 20 Uhr, E-Werk Weimar, Am Kirschberg 4: Lesen plus X – Helga Kurzchalia: Hier.
- » **11.01.**, 18 Uhr, Gaststätte »Suhler Weibewirtschaft«, Bahnhofstr. 1: Literatursalon »Weibewirtschaft« Suhl.
- » **15.01.**, 20 Uhr, Unik.u.m Erfurt, Nordhäuser Str. 63: Litwischer lesen! – Lustiges & Skurriles der Erfurter Literaturwissenschaftler.
- » **16.01.**, 19 Uhr, Café Paul Erfurt, Paulstr. 11: Literaturcafé – Rainer Karg: Lebenswege, hell und dunkel. Prosa und Lyrik aus dem Alltag.
- » **16.01.**, 19 Uhr, Kleine Synagoge Erfurt, An der Stadtmitze 4/5: Das feldgraue Erbe – Autorenlesung mit Daniel Niemetz.
- » **24.01.**, 19:30 Uhr, Bühne am Park, Gera, Küchengartenallee 2: Der eiserne Gustav von Hans Fallada – Lesung mit Dieter Mann.
- » **25.01.**, 20 Uhr, Grand Hotel Am Dom, Erfurt, Theaterplatz 2: Buchhandlung Peterknecht präsentiert ein 5

- Sterne Krimidinner: Perfekte Verbrechen und perfekte Menüs gehören zusammen wie Hühnerkeule und Gänsehaut! Sie können sich auf einen Begrüßungsaperitif und ein 5-Gänge-Menue freuen.
- » **25.01.**, 19:30 Uhr, Goldene Henne Arnstadt, Ried 14: Die Hochtechnologie des Dritten Reiches – Zeugnisse in der Region – Buchlesung mit Thomas Mehner.
- » **27.01.**, 20 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstr. 13a: Livelyrix Literatursonntag – Poetry Slam.
- » **28.01.**, 19 Uhr, Café DuckDich Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21: Plauderabend Deluxe – Lesung mit Drei-Gänge-Menü: Novecento. Die Legende vom Ozeanpianisten, von Alessandro Baricco.
- » **29.01.**, 20 Uhr, E-Werk Weimar, Am Kirschberg 4: Das Wirklichgewollte von Volker Braun, szenische Lesung.
- » **12.02.**, 21 Uhr, F-Haus Jena, Johannisplatz 14: Bert Stephan (DEKAdance) liest aus seinem neuen Roman »Der Tisch der Frauen«.

## lautschrift – lesebühne in jena.

Seit nun etwas mehr als einem Jahr laden Julia Neuen-dorf, Wiebke Köplin und Christian Triebel zur *Lautschrift* ins Café Wagner in Jena ein. Einmal im Monat haben junge Autoren hier die Möglichkeit, ihre selbst verfassten Texte vorzustellen.

Begonnen haben die drei vor etwa einem Jahr mit einem mehr oder weniger improvisierten Programm, gerade einmal drei Autoren und 15 Literaturinteressierten, die den Weg zur ersten *Lautschrift* gefunden hatten. Heute sieht das ganz anders aus! Im Schnitt begrüßt die *Lautschrift* derzeit 70 Gäste, für die sie ein buntgewürfeltes Leseprogramm von Lyrik bis Prosa bereit hält. Selbst Finn-Ole Heinrich war hier schon zu Gast. Und Konstantin Hanack, der immer so tut, als ob er es nicht könnte und die lauschenden Gäste mit seinen schrägen Gedicht-Szenarien in den Wahnsinn eines Lachanfalles treibt, stieg hier zum Publikumsliebling auf. Aber auf der *Lautschrift* wird nicht nur gelesen. Hier wird auch musiziert. Zum Ausklang der Lesung und zur Einläutung der Nacht, aber auch zur Abrundung des Abends hat die

*Lautschrift* bis jetzt für jeden Geschmack etwas dabei gehabt. Von besinnlich bis krachend, von Kat Frankie bis Sanfranzernsdorf.

Der *Lautschrift* ist es daran gelegen, jungen Autoren eine Bühne zur Verfügung zu stellen und sie dabei zu unterstützen, Leseerfahrungen im Umgang mit ihren Texten und dem Publikum zu sammeln und mit ihnen an weiteren Konzepten und Projekten zu arbeiten. Auf diese Weise möchte die *Lautschrift* helfen, die junge Literaturszene zu beleben, indem sie den unterschiedlichsten Menschen und ihren Texten Raum und Rahmen bietet, sich selbst Ausdruck zu verleihen.

Wer nun Interesse hat, selbst einmal bei der *Lautschrift* zu lesen, dem sei folgende E-Mail-Adresse wärmsten empfohlen: [durchtreibung@web.de](mailto:durchtreibung@web.de).

Wer einmal Gast bei der *Lautschrift* sein will, der erkundige sich bitte unter: [www.wagnerverein-jena.de](http://www.wagnerverein-jena.de) nach den Terminen.

Suse Janetzki

# gabi wartet im pub. Von Stefan Werner

Es ist Sonntag, 18 Uhr, einer dieser dunstbärtigen Novembertage, verdammt grau und kühl wie Sülzfleisch in Aspik. ... *Cold call ground* ... Eben kein Siegerwetter für einen Club, der im Zeichen des Wassermanns gegründet wurde. Vielleicht wäre Schütze besser gewesen. Torschützen haben wir in dieser Saison jedenfalls ausreichend. Und trotzdem: Auf dem Weg an die Spitze ist die ELF mal wieder an ihrer eigenen Courage gescheitert. Wenn es am schönsten ist, soll man aufhören. Eine Binsenweisheit, die dem Fußball eher abträglich ist. Grund genug, sich aufzumachen und im Pub zu John Lee Hooker im Licht der Tresenlampe ein paar Pils zu kippen.

In der Stadt steht alles auf »Gemütlichkeit«. ... *Strangers in the night* ... Strompreise scheinen die Stadt in diesen Tagen nicht zu interessieren. Das merkt man erst im nächsten Jahr, wenn sie versuchen, ihre Stromsünden einem an anderer Stelle wieder aufzubrummen. Na ja, solange' e-on unser Trikot ziert, und die Lichter für den Club nie ausgehen, soll's mir egal sein. Ansonsten ist es wie immer, die Adventszeit ist noch nicht mal angepiffen, und überall ist bereits der ganze Weihnachtsfummel in den Straßen, Fenstern und Auslagen. Gekonnt lasse ich die ersten Weihnachtsschnäppchen ins Abseits laufen. In erster Linie muß die Abwehr stehen. Gezielte Konter führt man nur aus einer sicheren Abwehr. Irgendwie habe ich das dumpfe Gefühl, daß sich die letzten gegnerischen Stürmer einstweilige Verfügungen besorgt haben. Wie sonst läßt sich die mangelnde Nähe unserer Abwehr zum Mann erklären? Nach dem gestrigen Formtief des Clubs wird es langsam Zeit für ein Konterbier.

Gabi, die Kellnerin lächelt. Kaum sitze ich am Tresen, steht auch schon mein Pils an seinem Platz. Da stimmen einfach die Laufwege! Personelle Kontinuität zahlt sich eben aus. Die große Koalition feiert im »Kreise der Ausgewählten« ihre großen Erfolge. Die Wirtschaft brummt, auch wenn zwei Drittel der Menschen davon nichts merken. Wahrscheinlich leiden die nur an Wahrnehmungsstörungen. Der Weihnachtsmarkt wird bestimmt auch dieses Jahr ein Riesenerfolg, wenn man bedenkt, daß dieses Fest zu 49 Prozent durch den Magen und der Rest durch die Shoppingmeilen geht. Und der RWE? Der RWE steht trotz der letzten Pleiten, Pech und Pannen stati-

stisch besser da denn je. ... *What a wonderful world* ... Warum also nölen? Vielleicht, weil Verlieren scheiße ist. Vielleicht weil man weiß, wie schnell es abwärts gehen kann. Weil man eben nicht »normale« Menschen mit all ihren Unzulänglichkeiten sehen will. Das kann ich auch jeden Tag im Spiegel während der morgendlichen Rasur haben. Warum also nölen? ... *It's a simple thing* ... An jedem verdammt Wochenende brauchen wir ELF Helden. ELF Helden in kurzen Hosen und ein Happyend. Grund zu Traurigkeit und Wut bieten einem andere schon ausreichend genug. Darauf trinke ich noch ein Großes!

Beim Blick in die halbleere Zigarettenschachtel fühle ich mich schuldig. Sechs Wochen! ... *I feel good* ... Die ganze letzte Woche habe ich damit angegeben. Gestern in der Südkurve habe ich es einfach nicht mehr ausgehalten. Die Aufregung, der emotionale Streß, und dann habe ich mich die letzten 40 Minuten durchgeschnorrt. Gabi stellt mit ein weiteres Glas auf den Punkt. Neben mir lächelt Bernd müde. ... *When the night is come and the land is dark* ... Es säuselt durch den Raum. Ab November wird es einfach zu früh dunkel. ... *Und wenn es dunkel wird, greifen sie zum Glas* ...

Einige Zeit später und ungefähr so, wie Joe Cocker im Woodstockvideo taumelnd zu seinem legendären Brüller ans Mikro schreitet, reiße ich mich noch mal zusammen und ordere die Rechnung. Der Weg nach Hause ... keine Ahnung. ... *With a little help from my friends* ... Immerhin, ich merke noch, wie die Tür ins Schloß fällt.



# wenn das ende naht. Von Ralf Rudolffy

Wie schön wäre es, wenn ein Jahr, das sich verbraucht hat, sich ohne großen Bohei einfach von Acker machte. Tschuß, würde man zu ihm sagen. Und komm nicht wieder. Aber anstatt für seinen Nachfolger beiseite zu treten, macht sich so ein Jahr zum Schluß noch mal richtig lästig, und war es eh ein Taugenichts, gibt's zum Abschied noch einen Tritt wie von der Problemviertel-Gang, nachdem die einem das Portemonnaie abgezogen hat.

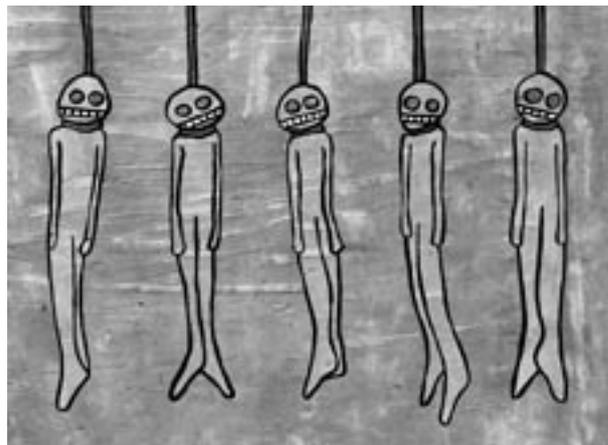
Daß sich üblicherweise die Großwetterlage zum Jahresende recht unvorteilhaft entwickelt, ist ja noch ohne weiteres hinzunehmen. Aber dabei bleibt es nicht. So wird zunächst als Maßnahme zur Herabsetzung der allgemeinen Lebensqualität die Uhr eine Stunde zurückgestellt, damit es schon am Nachmittag finster wird. Und wenn dann die Jecken wieder hervorkriechen und man sich fragt, wo denn eigentlich die Särge gelagert werden, in denen die seit dem letzten Aschermittwoch deponiert gewesen sein müssen; wenn wir erfahren, daß es ein Pärchen ulkigerweise mit seinem Selbstwertgefühl für vereinbar hält, sich zum »Prinzenpaar« Rita und Alexander, jeweils I., küren zu lassen; wenn schließlich die Werbebeilagen in der Tageszeitung wieder dicker sind als die Tageszeitung selbst, um dem Bürger beizeiten an seine erste Bürgerpflicht zu erinnern – ja, dann ist es wieder soweit: die Weihnachtszeit naht und das Jahr seinem Ende und finalem Höhepunkt seiner Unaushaltbarkeit.

Unsere Altvorderen waren da schlauer. Als es mit der Tageslänge wieder bergan ging und die stimmungs-mäßige Talsohle durchschritten war, gab's bei denen zur Feier des Tages eine Tasse Met hinter die Binde, und damit hatte sich das. Höchst unklar bleibt dagegen, warum die historisch nicht besonders gut belegte Geburt eines jüdischen Wanderpredigers im Nahen Osten feierneswert sein sollte; noch weniger, warum anlässlich dessen die freche Brut Playstations haben muß, Vattern ein Navigationsgerät, die Gattin ein Prada-Täschchen und die Oma eine Literflasche Siebenundvierzigelf.

Die entscheidende und wie immer siegreiche Offensive der Weihnachtsmannarmee beginnt traditionell Ende November, wenn auf dem Domplatz rustikale Okalhäuschen aufgebaut werden. Wie das ganze Land, so stürzt sich auch die Stadt mit Begeisterung in einen Zustand kulinarischer wie ästhetischer Besinnungslosigkeit und in ein Gedränge, aus dem jeder halbwegs feinfühlig Mensch nur im Zustand fortgeschrittener Klaustro- wie Soziophobie wieder heraus kommen kann. Groß ist der Andrang jener, die es nach weihnachtlichen Spezereien und Tinnef gelüftet, doch nicht nur

auf dem Marktgelände selbst geht es eng zu. Worte wie »Gehweg« oder »Anwohnerparkplatz« verschwinden aus dem allgemeinen Sprachgebrauch, denn dreißigtausend Besucher kommen in Autos mit Kennzeichen wie »SÖM« oder »KYF«, und jeder einzelne von ihnen wähnt, vom Schicksal in wunderbarer Weise auserwählt zu sein: *Er*, ausgerechnet *er* würde selbstverständlich in unmittelbarer Weihnachtmarktnähe noch einen Parkplatz bekommen.

All das, was zu grottig ist, um den Rest des Jahres selbst beim vietnamesischen Ramschhändler Käufer zu finden, in der ohdufröhlichen, ohduseligen Weihnachtszeit läßt es die potentiellen Käufer in die Stadt einfallen wie Katrina nach New Orleans, während über dem Ganzen eine Wolke aus Patschouli, Glühwein, gebrannten Mandeln, verbrannten Bratwürsten und Räucherstäbchen an die Schacht von Ypern gemahnt. Vielleicht sorgt diese olfaktorische Melange neben Glühwein und »Jingle Bells«-Beschallung für die nötige cerebrale Entkernung, so daß Absatz findet, was in dem Bretterbuden präsentiert wird: Nippesfigürchen und gläserner Tand, der leuchtet, glitzert und blinkt, um wahlweise sich selbst oder den Weihnachtsbaum damit zu behängen; Kopfbedeckungen, die selbst der Wärter von Abu Ghareib seinen Gefangenen nicht aufsetzen könnte, ohne sich dafür vor einem Kriegsverbrechertribunal wiederzufinden; sowie wahre Perlen aus dem klassischen deutschen Aphorismenschatz per Brandmalerei in Fichtenplanke verewigt: »Piß nicht daneben, du altes Schwein, der nächste könnte barfuß sein.« Ja, und wer sich deswegen schon immer ein paar karierte Filzpantoffeln wünschte, wie Oppa sie hatte, der wird auch fündig werden. Mit solchen Schätzen eingedeckt, kann das Fest der Liebe ja kommen.



www.winklerin.de

# gotha, mon amour.

## **Noch nie gesehen, noch nie gehört, noch nie darüber gesprochen – Was ist eigentlich Gotha?**

Es gibt Orte auf der Welt, die existieren und doch nicht da sind. Manchmal in den Vorstellungen der Menschen, ihren Mythen und Legenden: wie Atlantis. Oder manchmal auch auf der Landkarte, wie Thörey oder Wernshausen. Oder eben Gotha. Gotha? Was ist Gotha? Eine neue Sensorte? Ein Massagestab? Nein, die meisten werden es wissen, vielleicht sogar einmal gelernt und doch schon wieder vergessen haben. Es ist natürlich ein kleines Städtchen und gar nicht so weit entfernt von Erfurt. Und wie Erfurt liegt es an der Via Regia, der alten Handelsstraße. Und wie Eisenach, Weimar oder Jena an der Klassikerstraße.

Na schön, Erfurt ist Landeshauptstadt. Weimar und Jena teilen sich Goethe und Schiller. Wobei Weimar da natürlich die Nase vorn hat. Dafür gibt's in Jena noch das Planetarium und bald die neuen Röhren auf der Autobahn A4. Alles klar! Ach ja, da war noch was, ich glaub ... in Ostthüringen. Wie heißt es noch gleich? Irgendwas mit G... nein nicht Gotha, das kommt später. Jetzt hab ich's! Gera! Gera führt ja auch ein Schattendasein. Aber immerhin wird Gera belächelt oder bemitleidet. Aus Erfurt, Weimar und Jena. Vielleicht auch aus Gotha. Dabei haben die es gerade nötig! Denn Gotha wird hingegen gar nicht wahrgenommen, geschweige daß darüber gesprochen wird.

Und zweifelsohne würde Gotha auf einen Ball der Thüringer Städte gar nicht eingeladen werden. Und wenn doch, dann sicher bis zum Ende sitzen bleiben und nicht einmal von Hildburghausen oder Suhl eine Aufforderung zum Tanzen erhalten. Und wenn doch, dann sicher nur aus Mitleid. Das findet man in Gotha, dessen Name sich vermutlich vom althochdeutschen »gut« (für gut) ableitet, sicher ganz und gar nicht lustig bzw. »gut«.

Mich hat es nun also mal wieder in dieses Städtchen verschlagen, eher zufällig, weil die Lokführer streiken. Mal wieder? Ja, ja, ich kenne diese Stadt! Mehr noch: ich wurde hier geboren und bin hier aufgewachsen. Bitte kein Mitleid! Ich bin ja drüber weg. Und gleichwohl es sich um meine Geburtsstadt handelt, wäre ich sicher nicht auf die Idee gekommen, einfach mal so nach Gotha zu fahren. Allenfalls mit Anlaß, zum Kaffee bei Muttern zum Beispiel. Sonst gibt's dort ja nüscht. Schon seltsam, Orte wie Gotha löschen sich von ganz alleine aus dem Gedächtnis, egal wie eng man mit ihnen verbunden war. Ist man ihnen einmal entwachsen, kehrt man nicht so schnell dahin zurück.

Nun bin ich also wieder einmal da, ohne Anlaß und unfreiwillig, wegen des Streiks. Eigentlich bin ich nur auf der Durchreise, aus Richtung Westen kommend, will nach Erfurt und das möglichst schnell. Aber jetzt geht nichts mehr. Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will ... oder wie hieß das gleich nochmal. Zumindest für die nächsten eineinhalb Stunden dreht sich kein Rad mehr. Ich habe also Zeit. Auch so ein Satz, über den niemand mehr nachdenkt. Zeit hat man schließlich nicht, sie ist einfach da. Wohin mit dieser Zeit? Was tun? Die Gelegenheit nutzen, um sich mal wieder zu bewegen? Vielleicht einen Spaziergang machen? An die Orte der Kindheit womöglich? Besser nicht, dann kann ich keinen Text mehr daraus machen. Zu bräsig, zu viel Klischee, zu viel Romantik, Mitte 19. Jahrhundert. Aber die Kolumnen im hEft wollen auch gefüllt werden. »hEft unterwegs« beispielweise. Und das wäre jetzt die Gelegenheit, und ich aus dem Schneider. Also Vorsicht und besser mit der Straßenbahn fahren, voll elektrifiziert, einmal rund herum bzw. durch. Da bin ich dann immerhin schon im Jahr 1894.

Also ... worum ging es gleich nochmal? Gotha, ach ja, Gotha, die Vergessene. Von nun an aber ernsthaft! Frage: Was weiß zum Beispiel einer, der aus Hamburg kommt, über Gotha? Nichts. Was weiß eine aus Weimar, wo man selbst über Erfurt die Nase rümpft, über Gotha? Wahrscheinlich auch nichts. Dabei ist Gotha, das bereits 775 erstmalig urkundlich erwähnt wurde, nicht wesentlich jünger als Erfurt (742) und mehr als vier Jahrhunderte älter als Jena (1182) oder Eisenach (1180). Gut, Goethe, Schiller oder Luther waren hier wahrscheinlich, wenn es sie überhaupt nach Gotha verschlagen haben sollte, nur auf der Durchreise. Aber darauf kommt es letztlich auch gar nicht an.

Zumal die Stadt durchaus ihre eigenen Traditionslinien hat, die vielleicht nicht ganz so prominent, aber deshalb nicht unbedingt weniger bedeutend sein müssen: So beispielsweise im Verlagswesen: Der Gothaer Bürger Justus Perthes erreichte weltweite Anerkennung, durch seine Karten- und Atlanten, die er in seinem geografisch-kartografischen Verlag produzieren ließ. Oder im Schulwesen: In der Mitte des 17. Jahrhunderts war Sachsen-Gotha das erste deutsche Herzogtum, in dem es eine allgemeine Schulpflicht gab. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein galt das Gothaer Schulwesen als einzigartig und beispielhaft. Und daß die Bauern im Herzogtum Sachsen-Gotha gebildeter seien als anderswo die Edelleute, wurde zum geflügelten Wort. Gotha war, was heute kaum noch vorstellbar erscheint, einstmalig Zentrum der deutschen Theaterlandschaft. Das

heutige Ekhof-Theater (benannt nach dem ersten Leiter und Mitgründer Conrad Ekhof) im Westturm von Schloß Friedenstein war das erste deutsche Hoftheater (1775 gegründet). Als festes Haus, mit festem Ensemble, spielten die Schauspieler ausschließlich in diesem Theater und tingelten nicht mehr, wie bis dahin üblich, über Land.

Dann natürlich die bedeutende Rolle in der Geschichte der Arbeiterbewegung. Im Gothaer Tivoli fand 1875 der Vereinigungsparteitag zwischen dem 1863 gegründeten ADAV (Allgemeiner Deutschen Arbeiterverein) von Ferdinand Lasalle und der 1869 entstandenen SDAP (Sozialdemokratischen Arbeiterpartei) von August Bebel und Wilhelm Liebknecht zur SAP (Sozialistischen Arbeiterpartei und heutige SPD) statt. Dann natürlich Marxens »Kritik des Gothaer Programms« von eben dieser Partei. Das kleine Büchlein steht sicher in nicht wenigen Bücherregalen und rangiert in puncto Auflage angeblich gleich hinter der Bibel und dem Katalog eines bekannten schwedischen Möbelhauses. Und nicht zu vergessen, die dadaistische Collagekünstlerin Hannah Höch wurde in Gotha geboren. Es gibt natürlich noch viel mehr.

Aber woran kann das liegen, daß eine Stadt, die nicht weniger an Geschichte und kulturelle Dichte zu bieten hat als all die anderen, einfach nicht wahrgenommen wird? Die heute sehr gefragten Alleinstellungsmerkmale gäbe es ja durchaus. Die Frage läßt sich freilich aus Erfurter Perspektive nur schlecht beantworten. Aber möglicherweise hat es ja was mit den schlaunen Marketingkonzepten der Gothaer Honoration/innen zu tun. Nehmen wir mal die grandiose Idee, Gotha zur Seniorenresidenz ausbauen zu wollen. Das lockt ganz sicher jede Menge Leute an, die jede Menge reißen wollen. Nichts gegen die Alten und das Altern. Alles soll und muß seinen Platz haben, hier und anderswo. Aber welche andere Stadt würde sich heutzutage freiwillig ein Image als die »Stadt der Alten« zulegen? Freilich,

gegen ein bewußt gestricktes Konzept wider den Zeitgeist wäre sicher nichts einzuwenden. Doch hier erscheint mir das eher als ein Minderwertigkeitskomplex angesichts der als erdrückend wahrgenommener Konkurrenz im Freistaat. Da bleibt man lieber bescheiden in Gotha und sucht sich etwas, das einem garantiert niemand streitig machen wird.

Während die Straßenbahn ihre Runde beinahe beendet hat, die letzten Meter fährt, habe ich den Text fertig, im Kopf, und muß ihn nur noch aufschreiben. Und ich denke so bei mir, daß ich dennoch niemanden auffordern werde, nach Gotha zu fahren, gleichwohl es sicher eine Reise wert ist. Es wäre aber eben gerade so, als wenn man aus Mitleid zum Tanzen aufgefordert wird, oder wenn ein Erwachsener sich zu einem Kind in die Buddelkiste setzt, weil alle anderen Kinder es meiden. Sehr vernünftig, aber keine Lösung. Und schließlich: Städte wie Gotha gibt es viele. Gotha muß für sich selber sprechen und natürlich auch die Menschen die in und mit dieser Stadt leben. Das gilt übrigens auch für Erfurt.

Alexander Platz



# alles bleibt besser. Von Jürgen Brugger

## Eine Betrachtung zwischen den Jahren.

Weihnachten ist vorbei!

»Gott sei Dank!« sagen die einen und »Gott sei Dank!« meinen die anderen. Doppelsinnigkeit hin und her – eine Erlösung jedenfalls für alle.

»Gott sei Dank hat unsereiner mal Lenin gelesen und nicht vorschnell alle Erkenntnisse gegen Opium und andere Bananen eingetauscht, die uns selbstherrlichen Affen von Zeit zu Zeit so angeboten werden«, sage ich zu meinem Gegenüber und ertappe mich dabei, wie leider auch mein Sprachgebrauch unweigerlich ins Schizophrene abzugleiten beginnt.

»Manchmal mache ich mir eben so meine Gedanken über ›Gott und die Welt‹, insbesondere dann, wenn Tante Hedwig, die alljährlich am 2. Weihnachtsfeiertag meine Toleranzfähigkeit mit ihrem geistreichen Gequatsche arg auf die Probe zu stellen pflegt, endlich wieder abgereist ist.« Mein Gegenüber grinst.

Mir bleiben nun genau vier »heiligen« Tage, die den chronisch falsch beschenkten Armutsanwärttern unseres christlichen Abendlandes dazu dienen, in hoffnungslos überfüllten Warentempeln ihren obligatorischen Umtauschaktionen zu frönen und sich wahnwitzigen Getränkebeschaffungsorgien hinzugeben, beziehungsweise das von allen Hedwigs dieser Nation abgesehnte Bestechungsgeld umgehend in Girlanden und kreuzgefährliche pyrotechnische Erzeugnisse aus Fernost umzusetzen. (Wie komme ich eigentlich auf »kreuzgefährlich«, so kurz nach Weihnachten?)

Wie gesagt, es bleiben mir nur diese vier Tage, die von den meisten meiner Mitmenschen für die Beseitigung von diversen Tannennadeln, Kekskrümeln und Bindfadenresten aus der Sofaritze genutzt werden, um dort wenigstens wieder etwas Platz für die zu erwartenden Konfettis und Erdnußflips zu schaffen.

»In vier Tagen kommt Onkel Horst zur Silvesterparty«, ranze ich mein Gegenüber unwirsch an. »Bis dahin muß ich mir überlegt haben, was ich im nächsten Jahr alles anders machen will, denn Onkel Horst – bei dem allein schon durch seine Ehrfurcht einflößende physische Darreichungsform jegliche Diskussion zwecklos erscheint – kann es absolut nicht leiden, wenn so dermaßen labile Zeitgenossen, wie ich einer für ihn zu sein scheine, nicht wenigstens den Jahreswechsel dazu nutzen, von allen Lastern, Untugenden und verhängnisvollen Lebensgewohnheiten abzuschwören und Punkt 24 Uhr der ganzen Welt zuversichtlichen Herzens zu verkünden: ›So, ab diesem Jahr ...!«

Ja und nun? Glaubst du etwa, ich hätte irgendeine

plausible Idee?« frage ich genervt mein Gegenüber.

»Vielleicht zum dreiundzwanzigsten Mal versprechen, mit dem Rauchen aufzuhören? Onkel Horst, der nichts mehr haßt, als scheinheilige Lippenbekenntnisse, würde sofort in Hohngelächter ausbrechen. Immerhin hat er es zu Silvester vor drei Jahren in einem heroischen Anflug vermeintlicher Selbstinquisition fertig gebracht, genau um Mitternacht seine letzte brennende f6 (mit sage und schreibe noch ungefähr zweieinhalb Zentimetern Tabakrest vor dem Filter!) in seinem halbvollen Sektglas zu versenken und mannhaft auszurufen: ›So, das war's!« Seither leidet Onkel Horst zwar an Herzverfettung, trotzdem bewundere ich ihn insgeheim ob seiner Konsequenz.

Ich muß mir diesmal etwas einfallen lassen, was einerseits Onkel Horsts Ruhm etwas schmälert, mich aber andererseits am Neujahrsmorgen nicht so sehr belastet, daß ich mir wie ein kastrierter Pudel vorkomme und vor lauter Entzugserscheinungen zu jaulen beginne«, raune ich meinem Gegenüber zu. »Gibt's da gar nichts zwischen Himmel und Erde, was ein desillusionierter Zeitgeistignorant, wie ich einer bin, im nächsten Jahr besser oder zumindest anders machen könnte?«

Unweigerlich lande ich im Zuge meiner Überlegungen wieder bei Gott. »Warum«, so frage ich dich, »hat er – wenn es ihn wirklich geben sollte und er die Menschen liebt, wie zumindest Millionen von Gläubigen behaupten – die Erde nicht so eingerichtet, daß auf ihr von vornherein alles Lebensfeindliche – wie eben Tabak, Drogen, Krankheiten, Not, Elend, Tante Hedwig, Onkel Horst und andere Katastrophen – niemals eine Daseinsberechtigung gefunden hätten?«

»Nein, es wird wohl doch keinen barmherzigen Gott geben, sonst würde er mich wahrscheinlich jetzt eine zündende Idee haben lassen oder mir zumindest eine Antwort darauf geben, wieso mich alljährlich ausgerechnet Ende Dezember derart existenzielle Fragen umtreiben.«

Zwischen den Jahren, sagt der Volksmund wohl auch zu dieser relativ unwürdigen (und noch dazu kalten!) Zeit. Doch sind wir Menschen nicht immer irgendwie »zwischen den Jahren«, zwischen Glockenklang und Feuerwerk, zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Sein und Haben, zwischen Anfang und Ende? »Gott und die Welt« oder doch lieber: »Die Welt und Gott?« Begriffe, die uns oft so leicht von den Lippen gehen, als könnten wir deren Dimensionstiefen jederzeit bei Google recherchieren oder unsere subjektive Abstraktionsfähigkeit mit der jeweils intelligentesten Analyse der »Tagesthemen« überlisten. »Vielleicht sind die scheinbar ›großen‹ Zusammenhänge ganz klitzeklein

und mein gegenwärtiges, nörglerisches Dasein ist nicht mehr als eine unter SPAM-Verdacht geratene Datei auf irgend eines Allah's Mail-Server? Jedenfalls schiene es mir durchaus angebrachter, wenn wir in unseren selbst gebastelten, jeweiligen konfessionellen Glashäusern nicht mit allzugroßen erkenntnistheoretischen Steinen werfen würden. (Sonst macht es vielleicht plötzlich ›Peng!‹ und wir haben uns einfach mal eben in einen anderen Ordner verschoben oder wir werden ganz von der universellen Festplatte gelöscht. Wer weiß?)«

Die unergründlichen Blicke meines Gegenübers kann ich gerade gar nicht deuten. Aber was soll's? So ist er eben. Gut, daß ich rationaler veranlagt bin und nicht – wie er – ständig mit emotionalen Unwägbarkeiten da-herzukommen pflege.

»Mein Herz schlägt links!«, hat Onkel Horst schon damals verkündet, als er noch Kubanische Zigarren rauchte. Das habe für ihn auch nichts mit Ostalgie- oder Sozialismusgespinne zu tun, denn ohne Freiheit sei ja schließlich auch die schönste Gerechtigkeit nichts wert, Freiheit sei ja immer auch die Freiheit der Andersdenkenden und überhaupt: »Seien wir Realisten! Versuchen wir das Unmögliche!« pflegte Onkel Horst stets zu betonen. Jetzt, seitdem er seinen eigenen kleinen Gemüse-laden habe, müsse er allerdings erst einmal sehen, wie er am besten mit dem Arsch an die Wand komme und sich von daher auch vorrangig um sich selbst und um seine Gesundheit kümmern. Trotz alledem verdanke er seine revolutionäre Weltsicht wohl seinem scheinbar angeborenen Spartakusideal. »Siempre con Ché und mit dem Herzschlag des Volkes!«

Herzschlag – auch so ein Wort! Lebensnotwendig in jeder Sekunde! Und doch verkehrt mitunter das Leben selbst und unser verdammter Sprachgebrauch auch das ins Gegenteil.

Eben kam ein Anruf: Onkel Horst – gestorben an Herzschlag! Von einer Sekunde auf die andere, einfach so.

Mein Gegenüber hat plötzlich Tränen in den Augen

und scheint mich nicht richtig verstanden zu haben, zumindest mit dem Verstand nicht.

Er schüttelt nur ungläubig mit dem Kopf und verzeiht mir das selbstverlorene Schluchzen, was ich bei ihm sonst immer als eine überzogene Form sentimentaler Onanie empfunden habe. Dann sagt er noch wie selbstverständlich, das er jetzt wenigstens wisse, was er sich für das neue Jahr ganz bestimmt nicht vornehmen werde: Sich schuldbeladen – sei es nun wie bei Gottes Sohn oder wie beim Tabakverzicht – auf irgend etwas festnageln zu lassen. »Alles bleibt besser, Alter, wenn du besser alles bleibst!« knallt er mir dann noch fast wie ein Fanal an den Kopf.

Nun bin ich ja keiner, der große philosophische Themen in die einschlägigen literarischen Schachteln zu verpacken versteht, und jeglicher Versuch dies zu tun, endet für mich stets dort, wo für andere der metaphysische Orgasmus, beziehungsweise die Erotik der Sinnsuche erst zu beginnen scheint.

»Dir fehlt eben doch eine Latte am Zaun!« bemerkt mein Gegenüber sarkastisch. »Du kennst doch den Satz mit ›Lenin‹, über den wir Silvester immer so gelacht haben: ›Wenn Onkel Horst besoffen ist, dann LEHN IHN einfach an die Wand.«

Was ich noch zu erwähnen vergaß: Mein Gegenüber war und ist von Zeit zu Zeit der große, alte Spiegel im Flur. Genau der, den Tante Hedwig in Ermangelung einer wirklich guten Geschenkidee irgendwann mal zu Weihnachten angeschleppt hat. Sicher hat sie auch das kleine Kärtchen mit dem Bibelspruch absichtlich in der linken oberen Ecke des geschmacklosen goldenen Rahmens stecken lassen:

»... denn was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, sich selbst aber verlöre oder einbüßte?« (Lukas 9.25)

Ich glaube, ein neues Jahr, es braucht neben sämtlichen noch so guten Vor-sätzen vielleicht auch ein paar konstruktive An-sätze?!





**Carla, greif ein!** Im März dieses Jahres wurde die Chefanklägerin des UN-Menschenrechtstribunals, Carla del Ponte, mit dem Preis der Wartburg-Stiftung ausgezeichnet. In der Begründung dazu hieß es, daß sie diesen Preis vor allem für ihren beispiellosen Mut bei der konsequenten Aufdeckung von Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien erhalte. Grund genug für hEFt, diesen wackeren Einsatz der Mutter Courage des Großkapitals zu würdigen, in dem es auf eklatante Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt aufmerksam macht.

## vorratshaltung neu entdeckt.

**Ab Januar 2008 sammelt der Staat fleißig persönliche Daten und hält diese länger vor. Für dich, für mich, für uns alle.**

Die Tiere des Waldes legen sich Vorräte an, für harte oder schlechte Zeiten. Eichhörnchen sammeln Bucheckern, Eicheln oder andere Hülsenfrüchte, die sie dann an verschiedenen Stellen verstecken, an die sie sich häufig auch noch erinnern. Bären, die es hierzulande freilich nicht mehr gibt, oder aber niedergestreckt werden, fressen sich eine dicke Speckschicht an, von der sie dann den ganzen Winter zehren. Auch der Mensch hat in unseren Breiten bis vor einigen Jahrzehnten noch fleißig eingeweckt und eingelegt, um so die kalte Jahreszeit besser und gesünder zu überstehen.

Der Staat scheint sich nun auf diese Tradition zurückzubedenken und legt ab Januar 2008 fleißig neue Vorräte an, die ein halbes Jahr lang halten, viel länger als bisher. Freilich geht's dabei nicht um Kirschen oder sauer eingelegte Gurken. Der Staat bzw. die verantwortlichen Behörden sammeln Daten, über dich, über mich, über uns alle. Die Terrorabwehr dient ihm dabei nur als Krücke, da Vorratsdatenspeicherung mit einigem technischen Verständnis ohnehin leicht umgangen werden kann. Vielmehr rechnen die Machteliten in Wirtschaft und Politik wohl auch mit harten, schlechten oder unangenehmen Zeiten.

Daß der Pöbel reichlich unangenehm werden kann, haben unlängst die Lokführer unter Beweis gestellt. Man muß schon um einiges in der Zeit zurückgehen, um einen Streik zu finden, der mit ähnlicher Wucht und Konsequenz geführt wurde. Entsprechend heftig die Reaktionen in der Industrie und den ihnen angeschlossenen bürgerlichen Medien. Während ein großer Teil der Bevölkerung, trotz erheblicher Einschränkungen, großes Verständnis und Solidarität für die Streikenden aufbrachte, konzentrierte man sich in Presse, Funk und Fernsehen nicht etwa auf die miserable Bezahlung der Lokführer, sondern lieber auf den »immensen volkswirtschaftlichen Schaden« (sprich: die Profiteinbußen bei der deut-

lichen Wirtschaft), der durch den Streik entstände.

Für solche und andere Fälle, wie beispielsweise die Protestkundgebungen zum G8-Gipfel in Heiligendamm, werden jetzt also Vorräte angelegt. Aber nicht nur das: Auch die kritische Wissenschaft ist längst ins Fadenkreuz der Jäger und Sammler von Verfassungsschutz & Co. geraten. Zum Beispiel im Fall des Berliner Stadtsoziologen Andrej Holm, der wegen Verdachts der Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung, der sogenannten »militanten gruppe« (mg), verhaftet wurde. Mit Terror hat Holm wenig am Hut, aber rein zufällig ist einer von Holms Forschungsschwerpunkten die soziale Auswirkung der Privatisierung von Wohnungen. Zudem ist der Wissenschaftler im »Berliner Bündnis gegen Privatisierung« aktiv. Ob hier nur zufällig agiert oder ganz bewußt eingeschüchert bzw. mundtot gemacht werden soll, überlasse ich der Einschätzung jedes einzelnen.

Was hat das alles mit mir zu tun, wird sich der eine oder die andere nun fragen. Ich bin weder bei der Gewerkschaft, kein/e Globalisierungskritiker/in, noch kritische/r Wissenschaftler/in, bin überhaupt ein/e ganz unbescholtene/r Bürger/in und habe nichts, aber auch rein gar nichts zu verbergen. Nun gut, daß es durchaus alle unter uns treffen kann, macht ein anderes Beispiel deutlich: So speichern etwa viele Behörden personenbeziehbar, wer sich wann und über was auf ihren Webseiten informiert. Interessiert man sich beispielsweise auf den Seiten des Bundeskriminalamts für die »falschen« Straftaten, dann kann das im Zweifelsfall ein hübsches kleines Ermittlungsverfahren nach sich ziehen.

Also, auch wer sich einfach nur mal informiert, ist von vornherein verdächtig. Er könnte ja verstehen. Und für alle die, die es noch nicht verstanden haben: Wenn sich der Plebs, wie im Falle der Lokführer geschehen, versucht, über seine Herren zu erheben, dann pocht das an die Weltordnung und erfordert besondere Maßnahmen. Ganz klar, das ist ein Fall für unsere Carla! In diesem Sinne: Carla greif ein!

Alexander Platz

# »dann muß man eben die verwaltung zwingen...«



Ende Oktober wurde die Erfurter Kulturdirektion vom Stadtrat beauftragt, einen Entwurf für ein Kulturkonzept zu erarbeiten. Wir sprachen mit Dr. Wolfgang Beese, Sachkundiger Bürger im Kulturausschuß und Initiator der Idee.

**Herr Beese, warum braucht Erfurt gerade jetzt ein Kulturkonzept?** Die Zeit ist überreif für ein solches Konzept. Bisher wurde es immer schon am Anfang abgeblockt, aber inzwischen läßt es sich unbedarfter und unbefangener damit umgehen. Deshalb habe ich nun einen neuen Anlauf gemacht. Und es ist erfreulich und hilfreich, daß der Vorstoß inzwischen von allen Fraktionen im Stadtrat mitgetragen wird.

Kultur wird ja oft als sogenannter weicher Standortfaktor bezeichnet. Ich denke hingegen, daß Kultur ein Standortfaktor allerersten Ranges ist, so wie Straßen, Infrastruktur, Verkehr oder Wirtschaft. Und dieser Standortfaktor muß entwickelt werden. Kultur hat ganz viel zu tun mit urbanem Leben und kann auch segensreich auf andere Bereiche in der Stadt wirken.

Erfurt gibt relativ viel Geld für Kultur aus, trotzdem sind die Mittel begrenzt. In der Nachwendezeit war noch mehr Geld da, doch man hat es einfach immer nur in dieses System gepumpt, ohne gestaltend eingegriffen zu haben. Vielmehr sind dann Gestaltungsfaktoren aufgekommen, die Kultur eher dezimiert haben, denken Sie zum Beispiel an die kaum noch vorhandenen Ankauftats der Erfurter Museen. Wenn diejenigen, die gestalten müssen oder sollten, dies nicht tun, dann kommt die Wirklichkeit mit ihren Sparzwängen.

Die Devise hieß bisher: Wir fördern und versuchen, am Leben zu erhalten, was wir haben. Es sind aber immer mehr Projekte und Institutionen dazugekommen – aber kaum neues Geld. So daß das Ganze also immer unter dem Deckel gehalten wurde. Und es ist darunter natürlich bis jetzt jede Menge Dampf entstanden, und manches wird uns um die Ohren fliegen, wenn wir nicht gestalterisch eingreifen.

Im Haushalt für 2008 sind über 13 Millionen Euro

für Kultur veranschlagt – ohne Theater, ohne Eigenbetrieb Zoo, ohne Aquarium, ohne Zuschuß Waidpeicher, Volkshochschule und Schülerakademie. Das ist deutlich mehr als in den vergangenen Jahren, weil ja auch wieder etwas hinzugekommen ist: auf der einen Seite die Alte Synagoge, auf der anderen der Geschichtsort Topf & Söhne. Wenn man Neues will, muß man auch neues Geld ins System bringen. Aber irgendwann muß man eine Zäsur machen und sagen: Soviel ist jetzt drin, das nehmen wir jetzt als Ist-Zustand und entwickeln ein Konzept.

**Welche inhaltlichen Grundpfeiler soll das Konzept haben?** Mein Vorschlag ist, das Kulturkonzept so zu nehmen, als würde es aus drei Säulen bestehen. Die erste Säule umfaßt Kultur als Grundlage von Bildung im umfassenden Sinne des Wortes. Dies ist so etwas wie die Sicherung der kulturellen Grundversorgung der Erfurter Bevölkerung und der Gäste. Die zweite Säule umfaßt die Entwicklung kultureller Einrichtungen und Projekte unter kulturtouristischem Aspekt. Und die dritte Säule ist der eigentliche Bereich der Kunstförderung.

Zwischen diesen drei Säulen gibt es natürlich ganz viel Verwobenes. Es ist auch mehr ein Bild, eine Metapher, so wie die Säulen ein Dach tragen, so sollen diese drei Säulen die Kultur insgesamt tragen. Kultur ist für mich etwas Unteilbares.

Ich habe das in den letzten Monaten bis zum Stadtratsbeschuß auch deshalb ganz dezidiert forciert, weil für viele so ein Konzept nur unter dem Gedanken »Wir müssen Geld sparen«, »Wir müssen Dinge zusammenlegen« diskutiert wird. In dem Zusammenhang gab es ja gleich den unsinnigen Vorschlag von Herrn Kinder-vater, dem Kulturdezernenten, das Angermuseum und

die Kunsthalle zusammenzulegen. Der Kulturdezernent ist überall damit hausieren gegangen, daß er ein Kulturkonzept erarbeitet. Aber das ist nicht passiert. Und dann muß man eben die Verwaltung dazu zwingen.

**Wie sieht das Prozedere bei der Erstellung des Kulturkonzepts aus?** Auf Grundlage der in den Stadtrat eingebrachten Vorlage soll die Kulturdirektion bis 31. März einen Konzept-Vorschlag machen, der dann in den Kulturausschuß kommt. Dort wird er diskutiert. Und er soll dann auch öffentlich diskutiert werden. Mir ist jegliche öffentliche Debatte lieb, egal wer sie führt und egal, wo sie geführt wird. Hauptsache ist, daß möglichst viele Leute mittun und ihre Intentionen einbringen können. Hier müssen wir eine geeignete Diskussionsform finden, bei der alle Einrichtungen, Kulturvereine und Initiativen mit eingebunden werden können. Ich hoffe, daß das Kulturkonzept spätestens im Dezember 2008 im Stadtrat beschlossen wird.

**Werden sich durch ein Kulturkonzept die grundlegenden Richtlinien der Stadt für Kulturförderung verändern?** Was der Stadtrat dann entscheidet, kann ich ja nicht sagen. Ich war lange Zeit ein Verfechter von institutioneller Förderung, weil es für einige Institutionen sinnvoll war, jährlich mit einem festen Betrag zu rechnen. Aber wenn wir das einmal zu Ende denken, heißt das ja, daß die wenigen, die institutionelle Förderung erhalten, privilegiert gegenüber denjenigen sind, die keine erhalten. Und das macht es ganz schwer, neue Projekte zu etablieren. Deshalb möchte ich weg von der institutionellen Förderung. Alle haben die Möglichkeit, Projekte zu konzipieren und sich damit um Kulturförderung zu bewerben.

**Auch über die eigentliche Projektförderung hinaus?** Genau. Das muß dann entschieden werden. Man kann damit schneller auf aktuelle Entwicklungen reagieren. Wir wissen ja alle nicht, was sich hier in der Stadt zusammenbraut. Mir ist bewußt, daß die tatsächliche Entwicklung von Kultur nicht irgendwelchen Konzepten folgt, sondern aus ganz eigenständigen und kaum abbildbaren Ursachen und Bedingungen hervorgeht. Das Konzept darf in keinem Fall einschnüren wie ein Korsett, es muß Entwicklungen ermöglichen, zukunfts offen sein. Es muß mehr Verfügungsmasse da sein, die dann in diese Projekte fließt. Da es hier im Osten keine privaten Mäzene gibt, wie es beispielsweise in Westdeutschland der Fall ist, muß die Kommune als Mäzen einspringen. Auf der anderen Seite muß sich die Stadt auch zu bestimmten Dingen bekennen und sagen: Das ist etwas, das wir unbedingt wollen, weil es für die kulturelle Grundversorgung unverzichtbar ist, oder weil es uns überregional ein Alleinstellungsmerkmal sichert, wie zum Beispiel der Kinoklub oder das Forum Konkrete Kunst oder die Alte Synagoge.

**Bei einigen Förderinstitutionen gibt es für kleinere Projekte inzwischen kurzfristig verfügbare »Feuerwehrtöpfe« oder eine unkompliziert abrechenbare Pauschalförderung. Gibt es hierzu Überlegungen?** Das ist eine Frage, wie man die Kunstförderung dann gestaltet. Wenn es – abgesehen von den Institutionen, zu denen sich die Stadt bekennt – keine institutionelle Förderung mehr gäbe, würde der Fond für Projektförderung viel größer und man hätte auch die Möglichkeit, kurzfristig Gelder freizumachen. Wenn ich zum Beispiel sehe, was die »Theaterfirma« macht, die das Zelt in der Barfußerruine bespielt, und wenn ich mir die Freude

### 01

Die Kulturdirektion erarbeitet ein Konzept zur Entwicklung der Kultureinrichtungen und der Kulturangebote sowie der Kunstförderung, die durch den städtischen Haushalt unterhalten und finanziert bzw. mitfinanziert werden.

### 02

Hinsichtlich des finanziellen Rahmens für das Konzept wird ein Ausgabevolumen auf der Grundlage des Haushaltsplanentwurfes 2008 von 13.312.522 unterstellt. (Das ist der Teil des Kulturhaushaltes ohne EB Theater, EB Zoo/Aquarium, Zuschuß Theater Waidspeicher, Puppentheater e.V., Volkshochschule und Schülerakademie, Märkte und Sondermärkte.)

### 03

Durch Neustrukturierung und Bündelung von Aufgabenfeldern sollen die Ausgaben so eingesetzt werden, daß Schwerpunkte sichtbar werden. Zudem sind die derzeit angedachten neuen Angebote und Einrichtungen sowie Maßnahmen, die geeignet sind, vermehrt Kinder und Jugendliche zur Nutzung und zum Besuch anzuregen, umzusetzen.

der Leute ansehe, die sich dort den »Parzival« ansehen, dann ist es beleidigend, mit wie wenig kommunalen Mitteln sie auskommen, und was für Hürden ihnen seitens der Verwaltung in den Weg gestellt wurden.

**Aber können solche verwaltungsinternen Hürden durch ein Kulturkonzept denn verringert werden?**

Ja, natürlich. Es hängt am Ende immer an den Leuten, die am Tisch sitzen und den Antrag vor sich haben. Und die können dann eben mit dem Zollstock hingehen, ausmessen und sagen, daß das nicht geht, weil das Theaterzelt wegen der Brandgefahr mindestens drei Meter von der Wand entfernt stehen muß. So etwas kann man mit dem Kulturkonzept nicht verhindern. Aber was wir mit dem Konzept fordern können, ist, daß solche Aktivitäten der freien Szene grundsätzlich gefördert werden – und das nicht ausschließlich finanziell, sondern auch beispielsweise über eine Unterstützung durch die Verwaltung.

**Welche weiteren neuen Ideen sind mit dem Kulturkonzept verbunden?**

Unter dem Titel »Kultur populär« gibt es ja einen Vorschlag von mir, der in das Kulturkonzept mit einfließen soll. Er geht in drei Richtungen. Erstens: Alle Schulklassen oder Kindergartengruppen zahlen in Erfurter Museen keinen Eintritt. Zweitens: ein Kultursamstag. Jeden ersten Samstag im Monat sind alle Museen für alle Bürger und Gäste frei. Drittens: Fünf Euro für das Theater Erfurt. Von jeder Inszenierung gibt es ein Kontingent von 450 Karten, die über die ARGE, die Stadtmission und das Sozialamt verteilt werden sollen. Somit könnten auch Leute am Theater partizipieren, für die die Schwelle viel zu hoch ist. Wir haben dabei bewußt von einer »Arbeitslosenvorstellung« abgesehen.

Die Leute sollen sich nicht entblättern müssen, das ist entwürdigend. Bei unserem Vorschlag bekommen die Leute die Karten dort, wo sie sowieso schon die Hosen herunter gelassen haben.

**Noch eine Frage zum Abschluß: Welche Rolle soll der Petersberg im Kulturkonzept spielen? Es gibt ja verschiedene Vorstellungen, was dort zukünftig passieren soll.**

Ich hoffe, daß der Petersberg eine Rolle spielen wird, weil der Petersberg ein Teil der Stadt ist. Und ich bin gegen alle Aktivitäten, die darauf hinaus zielen, ihn wieder aus der Stadt herauszudrängen. Der Petersberg war ja Jahrzehnte lang für die Erfurter Bevölkerung terra incognita. Problematisch sehe ich in dem Zusammenhang die Genehmigung von Wohnbebauung auf dem Petersberg. Dadurch gräbt sich die Stadt die Möglichkeit ab, das Areal sinnvoll zu nutzen, nämlich als Ort für Kulturveranstaltungen. Denn die Bewohner werden dann wegen Lärmbelästigung klagen. Dies betrifft ja auch die Altstadt. Man müßte einmal einen Musterprozess durchziehen und einen Präzedenzfall schaffen. Denn es kann nicht sein, daß in der Stadt Kulturveranstaltungen verboten werden. Lärm hin, Lärm her. Die Bedrohungen sind massiv und immer da. Es sind dieselben Leute, die nach Italien fahren, sich abends um elf mit ihren Kindern auf einen Platz setzen und sich freuen, daß dann noch Straßentheater mit Trillerpfeifen und Trompeten stattfindet. Und hier rotten sie sich in Bürgerinitiativen zusammen, weil in der Engelsburg einmal die Tür aufsteht und ein paar Bässe zu hören sind. Da kann ich nur sagen: Urbich und Mönchenholzhausen sind dankbare Wohnadressen.

Interview: Thomas Putz

**04**

Das Konzept sollte auf drei Säulen beruhen: Die erste Säule umfaßt Kultur als Grundlage von Bildung im umfassenden Sinne des Wortes. Sie sichert die »Grundversorgung« vor allem der Einwohner, aber auch der Gäste. Die Entwicklung kultureller Einrichtungen und Projekte, die Steigerung ihrer Attraktivität unter kulturtouristischem Aspekt, bilden die zweite Säule. Die dritte schließlich umfaßt den Bereich der Kunstförderung.

**05**

Das Konzept muß deutlich machen, wo die Prioritäten für die Entwicklung innerhalb der einzelnen Säulen liegen. Die Kosten sind jeweils auszuweisen.

Beschluß Nr. 223/2007 vom 29. Oktober 2007  
Zukunft der Kultur – Kultur der Zukunft Auftrag zur Erarbeitung eines Kulturkonzepts

**06**

Das Konzept soll so fertiggestellt werden, daß es bis 31.03.2008 im Kulturausschuß erstmals diskutiert werden kann. Grundlage dieser Debatte soll das in diesem Beschluß geforderte Kulturkonzept sein, zu dessen Erarbeitung externer Sachverstand beigezogen werden kann.

# Ventil e.V.

**NEUE  
KURSE!**

**Ab 1. Januar gilt das Vorratsdatenspeicherungsgesetz. Es besagt, daß alle Kommunikationsdaten sechs Monate lang gespeichert werden müssen. Also, welche Webseiten Sie besucht haben, mit wem Sie, wann, wie lange und von welchem Ort aus telefoniert haben. Aus diesem Grund hat der Ventil e.V. zwei spezielle Weiterbildungsangebote für Sie entwickelt:**

## **Wochenend-Seminar #1: "Terrorist werden, leicht gemacht!"**

Sie möchten möglichst schnell als Terrorist ins Visier des Staatsschutzes geraten? Dann sind Sie in diesem Seminar genau richtig! Wir beantworten Ihre Fragen und geben hilfreiche Tips. Aus dem Inhalt:

- Was können Sie tun, um als Terrorist besser wahrgenommen zu werden?
- Welche öffentlichen Bibliotheken müssen Sie besuchen?
- Welche Internetseiten müssen Sie anklicken?
- Welche Code-Wörter müssen Sie in Ihren E-Mails verwenden?
- Wie organisieren Sie konspirative Treffen mit Ihren Freunden?

## **Wochenend-Seminar #2: "Emotionale Überwachungsbewältigung"**

Haben Sie ein Problem mit der Überwachung Ihrer Privatsphäre? Fühlen Sie sich emotional überfordert? Dann bietet Ihnen dieses Seminar diverse persönliche Bewältigungsstrategien. Aus dem Inhalt:

- Wie kann ich meine private Kommunikation auf ein Mindestmaß beschränken?
- Wie vermeide ich, daß der Staatsschutz meinen Liebhaber identifiziert?
- Wie kann ich die Überwachung in mein Privatleben sinnvoll integrieren?
- Ich wurde enttarnt. Wie gehe ich damit um?

**Wir freuen uns auf Ihre Anmeldung! Die Wochenendseminare finden in einem streng konspirativen Berghof im Thüringer Wald statt. Kursgebühren auf Anfrage. Die Gruppengröße ist auf sechs Teilnehmer begrenzt. Mobiltelefone sind strengstens untersagt.**

## **Mißtrauen Sie sich selbst, dann wird Ihnen niemand mehr mißtrauen!**

**Das rät Ihnen Ihr Ventil e.V., Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt.  
Wir stehen Ihnen für eine weitere Beratung gerne zur Verfügung!**

# demokratie.

Von Peter Heilbronn

Was haben die Welt bei Harry Potter, die bei H.P. Lovecraft, die der Bibel und unsere Welt aus dem Fernsehen gemeinsam? Die Welt ist zweigeteilt. Auf der einen Seite haben wir die Welt des Schattens, sagen wir mal der Diktaturen. Wir hingegen leben heute selbstverständlich in der freien Welt, der Welt des Lichts – der Demokratie.

Gegensatzpaare sind konstruiert. Niemand kann ernstlich das Gegenteil eines bestimmungsreichen Gegenstandes wie der Kuckucksuhr in meiner Großmutter's Wohnstube benennen. Das funktioniert nur bei scheinbar abstrakten Benennungen. In der politischen Praxis angelangt, kommt es gerade darauf an, möglichst einfache Formeln für komplexe Zusammenhänge so zu benennen. Dies muß erstens überzeugend wirken und zweitens nützlich sein. Durch ihre Wirksamkeit wird diese Formel dann eine politische Losung, ein Kampfbegriff und schließlich ein Kampftruf wie: »Für Kaiser, Gott und Vaterland« oder aktuell »Terrorismus«. Er vernichtet nicht nur den Gegner im Felde, sondern auch in den Köpfen.

Andererseits ist es nicht so, daß diese Konstruktionen frei erfunden sind. Vielmehr funktioniert das Ganze nur, wenn es um einen realen Gegensatz geht. Es muß ein wirkliches gesellschaftliches Verhältnis ausgedrückt werden. Aber der Ausdruck selbst muß mit dem realen Gegensatz nicht viel zu tun haben, sondern er muß nur als Stellvertreter von den Menschen anerkannt werden.

Nehmen wir mal ein scheußliches aber sehr deutliches Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit: So drückt die Gegenübersetzung Jude – Arier für Böse – Gut bei den Nazis als Formel z.B. auch die reale Konkurrenz von jüdischen und nichtjüdischen Kleinhändlern aus. Diese Konkurrenz kann der Kleinhändler so natürlich nicht offen vertreten. Aber er wird im »Juden« manifestiert. Letztendlich konnten sich auch viele »kleine Leute« mit der Arisierung schadlos halten.

Ein Gegensatzpaar ist konstruiert, in ihm verschwinden viele reale Widersprüche, deren Platzhalter der Jude wird. Es ist einfach und vor allem schrecklich wirksam, weil es stellvertretend für verschiedenste Interessen steht und einen scheinbar eindeutigen Gegner benennt. Die Wahrheit zu letzterem ist natürlich das Naziwort: Wer Jude ist, bestimme ich.

Weiter fällt an diesem Beispiel auf, das mit Bedacht das Gegensatzpaar als das einzige hervorgehoben und propagiert wird. Der Widerspruch im Unternehmen zwischen dem nach Nazijargon Betriebsführer und seiner Gefolgschaft, den Lohnabhängigen, ist in der Volks- und Betriebsgemeinschaft einfach weggesprochen.

Wichtiger als der Kampf für den besseren Lohn *gegen* den Volksgenossen, den deutschen Unternehmer, war der Kampf *mit* diesem gegen die Juden und Bolschewiken. Der aufgemachte Gegensatz drückt nicht nur Interessen und Gegensätze aus, sondern verschleiert bzw. verdeckt noch viel grundlegendere Gegensätze und andere Interessen.

Was ist nun das Gegenteil zu Demokratie? Natürlich Diktatur. So haben wir das in der Schule gelernt und so wird dieser Lehrinhalt in jeder Talk-Runde usw. immer wieder gefestigt. Beruhigt stehen wir auf der richtigen Seite.

Gerade die aktuelle gesellschaftspolitische Entwicklung der Aufkündigung wichtiger bürgerrechtlicher Errungenschaften wie der informellen Selbstbestimmung, über den Lauschangriff bis zur Vorratsdatenspeicherung, Streikrechtsaushebungen per Gerichtsbeschuß, die vielen kleinen und großen Einschränkungen ... §129a, Änderung der Polizeigesetze, sogenannte Anti-Terror-Gesetzgebungen, möglicher Einsatz der Bundeswehr im Inneren (Heiligendamm) ... All dies zeigt doch nur eines: daß der Übergang von bürgerlicher Demokratie in undemokratischere Zustände möglich ist, ohne die grundlegenden Verhältnisse aufzukündigen. Das Potential des »außerordentlichen Notstandes« der Demokratie ist gerade das Aufscheitern der Diktatur, wie z.B. die Weimarer Republik zeigt.

Weiterhin gibt es weder *die* Demokratie, noch *die* Diktatur. Allein in der Geschichte existieren verschiedenste Formen der Demokratie von der antiken Polis über die Militärdemokratie der frühen Germanen bis zur heutigen bürgerlichen Demokratie. Selbst die real existierende bürgerliche Demokratie hat so viele Formen, wie es politische Großräume gibt. Parlamentarische Demokratie im angelsächsischen Raum mit Zwei-Parteien-System (USA, GB) und die von 5-Prozent-Hürden wie in der BRD. Dazu existieren noch Übergangsformen wie die »gelenkte Demokratie« in Rußland oder andere Präsidialdemokratien im osteuropäischen Raum.

Das schließlich Diktatur und Demokratie kein Gegensatz sind, sondern dies nur eine Frage des politischen Standpunktes ist, wird klar, wenn man sieht, welcher Gegensatz dadurch verdeckt wird. Für die Bürgerlichen ist die DDR eine Diktatur. Das beruht

verständlicherweise nicht darauf, daß es keine Reisefreiheit oder Bananen gab und Leute bespitzelt und gemäßregelt wurden. Sondern diese Sicht beruht im Kern darauf, daß das Kapital in der DDR, das Privateigentum an Produktionsmitteln nicht existierte. Die DDR war in der Weise ein Klassenstaat, daß insbesondere die bürgerliche Klasse als die der Produktionsmittelbesitzer unterdrückt wurde bzw. durch Verstaatlichung und Kollektivierung ihrer ökonomischen Grundlage verlustig ging.

Natürlich ist dies aus ihrer Sicht eine Zwangs-Kollektivierung und Zwangs-Verstaatlichung und dies sind diktatorische Maßnahmen. Hingegen besaßen die Arbeiter eine Grundversorgung, soziale Errungenschaften und hatten keine existenzielle Angst auszustehen, es sei denn, sie gingen politisch aus dem Ruder. Daß diese Form des sogenannten demokratischen Zentralismus und gleichzeitiger Diktatur einer Partei geschichtlich überholt war, zeigt die Geschichte selbst. Dies enthebt uns aber nicht von obigen Feststellungen.

Wenden wir uns nun der bürgerlichen Demokratie zu. In ihr herrscht als ökonomische Grundlage das Privateigentum an Produktionsmitteln. Von daher ist sie aus der Sicht der Produktionsmittelbesitzer die beste aller Welten. Die Medien, die im wesentlichen auch Privateigentum sind (öffentlich-rechtliche müßte man gesondert behandeln), werden diese Weltsicht auch als

die ihre propagieren. Vielmehr wird die *spezielle* bürgerliche Form der Demokratie als die Demokratie *als solche* dargestellt, als bestmögliche, schließlich als die natürliche Lebensweise des Menschen *als solchem*.

Es kann nicht genug betont werden, daß die bürgerliche Gesellschaft als die modernste in der Menschheitsgeschichte unbestreitbar Fortschritte für alle Menschen gebracht hat, die es zu verteidigen gilt. Wo aber liegt neben der potentiellen, politischen Diktatur, die in den Notstandsgesetzen liegt, die tiefere Diktatur der bürgerlichen Demokratie?

Das Privateigentum, im wesentlichen das an Produktionsmitteln erzeugt eine *Diktatur der Sachzwänge*. Den Zwang, seine Abreitskraft verkaufen zu müssen und nach dessen Pfeife zu tanzen, wessen Brot man ißt. Der Zwang zu Maximalprofit und zur Senkung der sozialen Standards um »wettbewerbsfähig« zu sein. Der Zwang, alle Ressourcen, Natur und Mensch, gnadenlos auszuschöpfen. Die potentielle, politische Diktatur ist nur Ausdruck der potentiell sich verschärfenden Widersprüche zwischen Maximalprofit und Mindestlebensstandard.

So gesehen sind im Gegensatzpaar Diktatur und Demokratie zwei Seiten der selben Sache vereinigt, je nachdem, welchen Interessen man dient. Und ihr Scheinwiderspruch verdeckt letztlich den realen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit.





• Fotostrecke im nächsten  
 • **hEFt** fortsetzen?  
 • Melde Dich unter  
 • [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)

# der test.

Von Lena Hammerschmidt

Hoffentlich ist das bald vorbei, sagt Markus, während er die Reste der Eierschale zu einem kleinen Haufen zusammenkratzt. Aber das kann euch ja egal sein, nicht wahr, zischt er Viktor und Hanna entgegen. Es soll ein Witz sein, doch es klingt böse. Viktor schaut durch das Fenster nach draußen als hätte er vergessen, daß es bereits seit fünf Tagen regnet. Die Pfützen sind noch da, die Tropfen springen hinein, das scheint ihn zu beruhigen, er streicht sich über den Bauch und lächelt.

Er sieht gut aus, so gut wie schon lange nicht mehr, denkt Hanna. Die Koffer sind gepackt, liegen schwer in Markus' Auto. Die Liste mit all den Dingen, an die es zu denken galt, hat sie in der Handtasche. Abgehakt. Sie ist gut im Listenschreiben und im Abhaken. Viktor streckt die Beine aus und zündet sich eine Zigarette an.

Die Bedienung stapelt die leeren Teller, Tassen, Schalen und Brotkörbe zu einem wackeligen Turm, er müßte einstürzen, denkt Hanna, er sieht aus, als würde er gleich einstürzen, doch er bleibt standhaft bis zur Küche. Nur zwanzig Minuten, in denen aus dem adrett dekorierten Frühstückstisch ein Schlachtfeld wurde, das nun geräumt wird. Sie sollten Cocktails bestellen, schlägt Viktor vor. Auf den Urlaub anstoßen.

Die perfekte Kulisse für Ihren Liebesurlaub, hat der Reiseprospekt versprochen. An diesen einen Film hatte sie denken müssen beim Betrachten der Werbefotos, an dieses unschuldige Paar mit Sommersprossen: Verführung im Mondschein, wogende Leidenschaft bei rauschenden Wellen, gemeinsames Duschen unter einem Wasserfall. Die Aussicht auf die freien Tage versöhnen sie kurz mit allem. Sie freut sich darauf, daß sie sich um nichts Sorgen machen muß, daß alles sich fügen wird, daß sie nur beobachten, vielleicht sogar genießen kann. Als Viktor die Cocktails entgegennimmt und sich lächelnd bedankt, erschrickt sie über die künstliche Farbe der Getränke. Das Frühstück liegt ihr im Magen.

Sie schaut auf die Uhr, gleich müssen sie losfahren. Viktor stippt mit dem Fuß gegen ihre Einkaufstüte, was sie bekommen hätte, will er wissen. Der letzte

Einkauf vor dem Urlaub, ein Hut, ein Bikini. Ach, und Katja habe sie gesehen. Katja, fragt Markus, Katja, ach die. Hanna stellt das Cocktailglas mit Vorsicht auf den Tisch, um den sie drapiert sind, drapiert wie an einem Filmset. Katja, seit Jahren Mikaelas beste Freundin – Mikaela, ihr wißt, wen ich meine, oder? – habe sich in der Umkleidekabine mit einer anderen Frau unterhalten: Wie sie jetzt mit Mikaela umgehen solle, wie es weitergehen solle, jetzt, wo Mikaela HIV-positiv sei, Katja war ganz hilflos gewesen. Sie hätte Katja ansprechen wollen, kurz Hallo sagen, fragen, wie es geht, eigentlich, doch nachdem sie das Gespräch der beiden ungewollt mitgehört hatte, hätte sie das nicht mehr gekonnt. Zu verrückt, zu kraß sei das doch alles.

Markus' Mund sperrt auf, sie kann seine Plomben sehen, er sieht lächerlich aus. Durch eine Blutspende habe Mikaela von der Infektion erfahren, aus allen Wolken sei sie natürlich gefallen. Furchtbar sei das und ja, vielleicht sollte man sich doch einmal testen lassen, man wisse schließlich nie. Oder? Sie blickt in Viktors Richtung, doch sie sieht ihn nicht an, schaut über ihn hinweg an die Wand. Was passiert in ihm, so nah und weit entfernt, eine Handbreit neben ihrem rechten Knie, das sich ohne Rührung in der Feinstrumpfhose behauptet?

Markus findet Worte. Unglaublich, daß ausgerechnet eine so schöne Frau wie Mikaela nun AIDS habe. Und überhaupt: Woher? Sie sagt, was sie sagen muß, daß auch hübsche Menschen ja sehr wohl AIDS bekommen können. Daß AIDS noch weit entfernt von Mikaela sei, AIDS, das müsse ja erstmal ausbrechen, bis dahin könne sie ein relativ normales Leben führen, jahrzehntelang, sogar Kinder bekommen. Sie hört sich reden, sie hört sich zu, doch ihre Gedanken straucheln, ihr Körper pocht. Als sie die Toilettentür hinter Viktor schließen sieht, schmerzt es kurz, stechend, dort, wo all diese Dinge sich treffen, das Herz, die Lunge, die Liebe. Sie blickt ins Licht und reißt die Augen auf. Vielleicht muß er nur pinkeln.

Ф.М. Достоевский: ПРЕСТУПЛЕНИЕ И НАКАЗАНИЕ. Роман в шести частях с эпилогом | ЧАСТЬ ПЕРВАЯ | В начале июля, в чрезвычайно жаркое время, под вечер, один молодой человек вышел из своей каморки, которую нанимал от жильцов в С-м переулке, на улицу и медленно, как бы в нерешимости, отправился к К-ну мосту. Он благополучно избегнул встречи с своею хозяйкой на лестнице. Каморка его приходилась под самую кровлей

Markus stammelt etwas, spricht er von Mikaela, von der Arbeit, vom Regen? Sie schaut ihn an, hört aber nichts, sie stellt sich vor, wie Viktor in der Toilette gegen einen der eisernen Papiereimer tritt, sich an die Brust faßt, weil ihm die Luft zum Atmen fehlt. Ob er die Hände auf das emaillierte Waschbecken stützt, mit leerem Blick sein eigenes blasses Spiegelbild anstarrt? Ob er geräuschvoll kotzt? Sie lauscht. Zwei Tische weiter läßt jemand ein Glas fallen.

Sie zahlt, läßt Markus ein, als Gegenleistung für die Fahrt zum Flughafen und als Trost, er müßte ja hier im Regen sitzen, während sie sich auf einer Trauminsel die Sonne auf den Bauch scheinen lassen würden. Viktor kommt von der Toilette zurück, blasser und stumm. Ob alles in Ordnung sei, fragt sie, Schatz, setzt sie an das Ende der Frage und Viktor nickt schnell. Er nimmt das Handy vom Tisch und steckt es ein.

Daran hat sie natürlich gedacht. Sie hat die Nummer verändert, aus einer drei eine zwei gemacht. Antworten würde ein schlecht gelaunter, älterer Herr, der gewiß keine Auskunft darüber geben könnte, ob es stimme, was man sich derzeit über Mikaela B. aus H. erzähle.

Im Auto rechnet Markus ihr vor, daß sie und Viktor in sieben Stunden bereits am Strand liegen könnten, wie schön das doch wäre. Mal sehen, sagt sie, mal sehen, ob wir dann noch Lust darauf haben, es wird dann sicher schon dunkel sein.

Nun ist es passiert, denkt sie, überrascht von sich

selbst, ein bißchen stolz, ein bißchen angewidert. Es war gar nicht so schwer gewesen, ein paar Worte, die hätten wahr sein können. Markus wird die Neuigkeit, die traurige, weitererzählen, beiläufig. Woher sie gekommen war – wer weiß das nach ein paar Tagen schon? Mikaela, so schön, so kerngesund, tut ihr kurz leid. Das Mitleid für Viktor klopft auch an, aber dann erinnert sie sich an den Nachmittag, als sie Katja wirklich in der Umkleidekabine belauscht hatte. Katja und eine andere Frau, gemeinsam hatten sie über Mikaelas letzte Affäre gekichert. Sie dachte daran, daß sie diejenige gewesen war, die aus allen Wolken fiel. Nicht schon wieder, nicht noch einmal, hatte sie gedacht und die Tränen mit dem neuen Oberteil weggewischt. Viktor hat ihr seit zwanzig Minuten nicht in die Augen gesehen.

Wie lange wird es wohl dauern, bis er redet? Im Flugzeug? Während des Films? Oder erst auf der Insel, der Trauminsel, unter Palmen, am weißen Sandstrand? Welche Kulisse würde ihr für seine Beichte am besten gefallen? Oh ja, jetzt war sie sicher, sie würde ihm keine Pause gönnen, sie würde zehn Tage lang ein Fleisch gewordener Männertraum sein. Sie würde das letzte bißchen Saft aus ihm rausholen.

Es sackt dumpf in ihr Bewußtsein, als sie den Kofferraum öffnet. Als das Schloß aufspringt, einfach so, wie einem einfällt, daß man noch den Abwasch machen muß: Daß er keine Chance hat, den Test zu bestehen. Daß ihr das Freude bereitet. Daß es alles schon längst vorbei war.

высокого пятиэтажного дома и походила более на шкаф, чем на квартиру. Квартирная же хозяйка его, у которой он нанимал эту каморку с обедом и прислужгой, помещалась одною лестницей ниже, в отдельной квартире, и каждый раз, при выходе на улицу, ему непременно надо было проходить мимо хозяйкиной кухни, почти всегда настежь отворенной на лестницу. И каждый раз молодой человек, проходя мимо, чувствовал какое-то болезненное и

# vergeltung.

Von Stefan Schütz

auch er hatte sich gut vorbereitet. an eine waffe zu kommen, war kinderleicht. der schützenverein nahm ihn nur als ein neues gesicht wahr, trotz seines alters. hauptsache das training stimmte und der beitrug. die reflexe ließen sich leicht schulen, egoshooter hießen die und fanden sich wie von selbst in seinem computer ein. was für ein partner, wie kollegial.

*wie er sie doch alle haßte.* die, mit ihren niedrigen zynismen, ihren scheinbar naiven fragen. alles nur verlogene coolheit, als lebenserfahrung getarnte höflichkeit. *die laß ich nicht einmal mehr zum zittern kommen.* die tasche ist korrekt gepackt, fast wie immer.

einen abschiedsbrief hat er auch geschrieben. die familie sollte es doch wissen. *warum nur haben die mir so weh getan* und ihn so tief und so lange verletzt. jetzt macht er sich auf den weg. alles ist wie immer. die leute, die ihm begegnen, kommen ihm erstmals wie menschen vor. mit jedem schritt nimmt der haß zu, gründlich und entschlossen. es ist, als könnte er ihre verachtung greifen, ihre sparsame freundlichkeit riechen. nun muß es sein. sie sollen nicht leiden, bevor er sich von ihnen verabschiedet hat. das wäre nicht gerecht. deshalb betritt er den unterrichtsraum wie immer, grüßt wortlos mit gespielter miene, und dann zeigt er ihnen was er drauf hat, macht sie alle nieder, seine schüler, diese bastarde.

.....

трусливое ощущение, которого стыдился и от которого морщился. Он был должен кругом хозяйке и боялся с нею встретиться. Не то чтоб он был так труслив и забит, совсем даже напротив; но с некоторого времени он был в раздражительном и напряженном состоянии похожем на ипохондрию. Он до того углубился в себя и уединился от всех, что боялся даже всякой встречи, не только встречи с хозяйкой. Он был задавлен бедностью; но даже

# evolution of sex.

Von Paul Hofmann

Du kommst auf die Welt. Du wachst. Du bist ein kleiner Junge.

Du weißt, Mädchen sind doof und der, der am schnellsten rennen kann, ist der Chef.

Du bist 10, und du wachst. Du spielst, du rubbelst, du onanierst. Du wichst.

Du wachst und wichst und wünschst dir ein Mädchen, nein – eine Frau.

Du verliebst dich in ein Mädchen, das aussieht wie eine Frau.

Dem Mädchen gehst du aus dem Weg.

Mädchen im allgemeinen gehst du lieber aus dem Weg.

Der, der jetzt schon eine hatte, ist der Chef.

Aber du schreibst. Du schreibst Briefe. An das Mädchen.

Und sie sagt dir nett und freundlich, daß du sie lieber in Ruhe lassen sollst.

Du kaufst dir einen Computer.

Und du redest mit einem Mädchen, das auch einen Computer gekauft hat.

Und ihr freundet euch an.

Und auf einmal, du dachtest schon, du wirst wachsend sterben und bis mindestens 27 bei Mama wohnen.

Auf einmal hast du Sex.

Echten, reinen, klaren, ersten Sex. Wie ihn nur 17-jährige haben können.

Mit Vor- und Nachspiel und im Löffelchen und ihr nennt es »Ich hab dich lieb!«-Sex, und du findest es toll, nur leider kommst du immer früh.

Und du hörst auf zu wachsen. Und du wichst für eine Weile nicht mehr.

Der, der jetzt das Mädchen hat, das mit 14 wie eine Frau aussah, ist der Chef.

Oralsex findest du gut. Du leckst auch gern.

Eines Tages verläßt dich das Mädchen mit dem Computer.

Es ist Weihnachten.

Und du heulst eine Woche lang und liest das Buch, daß sie dir noch geschenkt hat.

Und du suchst sofort Ersatz.

An Silvester gehst du ins Kino, mit einem Mädchen, das wie eine Frau aussieht, aber keinen Computer hat.

Du bringst sie nach Hause, nachdem du erzählt hast, was mit dir los ist.

Und du bekommst keinen Kuß, obwohl du davon träumst.

Du schreibst ihr einen Brief. Und bekommst Wochen später eine Antwort.

In der das Mädchen sagt, daß du in Ordnung bist, aber dich beruhigen sollst.

Du bist also in Ordnung und lebst damit.

Du wichst wieder und vielleicht wachst du sogar noch ein bißchen.

Du schließt die Schule ab und gehst in eine andere Stadt.

Du tanzt. Du trinkst.

Du lernst Mädchen kennen, die wie Frauen aussehen, du wünschst dir noch immer eine Frau.

Du trinkst. Du bist ein kleiner Junge. Und die Mädchen werden langsam Frauen.

Und sie behandeln dich wie einen kleinen Jungen. Aber du bist in Ordnung.

Du hast Sex, von Zeit zu Zeit. Mit Mädchen, die du deine Freundin nennst.

Im Löffelchen, und du leckst immer noch gern.

Du schreibst E-Mails an erwachsen werdende Mädchen, die du zu deiner Freundin in spe auserkoren hast.

Du machst eine Weile so weiter. Bist auch mal verliebt, aber wirst beschissen und dann, irgendwann, beschließt du, ein Arschloch zu sein, und keine Freundin mehr haben zu wollen.

Und du brichst ein paar Herzen und hast unglaubliche

.....

стесненное положение перестало в последнее время тяготить его. Насущными делами своими он совсем перестал и не хотел заниматься. Никакой хозяйки, в сущности, он не боялся, что бы та ни замышляла против него. Но останавливаться на лестнице, слушать всякий взор про всю эту обыденную дребедень, до которой ему нет никакого дела, все эти приставания о платеже, угрозы, жалобы, и при этом самому изворачиваться, извиняться, лгать, --

Ficks in Fahrstühlen, Darkrooms und auf Parkbänken.  
Du vergißt die Gesichter schnell, denn meistens siehst du nur ihre Ärsche, die aussehen wie umgedrehte Herzen, während du ihnen deinen Namen von hinten einstanzt.

Die Frauen schreiben dir Briefe, die du unbeantwortet läßt und du denkst, du wärst Chef.

Solange, bis du bemerkst, daß du mal wieder jemanden kennenlernen willst.

Dir geht das Geficke auf die Nüsse, die Heimlichtuerei, die Tränen, die Briefe, die Sprüche derer, die smart genug sind, um zu wissen, daß du ein Raubtier bist.

Das umgedrehte Herz drehst du einfach zurück und machst es auf, und mit 27 verliebst du dich in eine Frau, die so dermaßen normal ist, daß es fast weh tut.

Ihr habt Sex, so wie früher, mit Vor- und Nachspiel und im Löffelchen.

Es ist schön, du hast endlich Zeit, dein Studium zu beenden, und gebügelte Wäsche ist echt okay!

Du wirst 30. Und auf einmal hast du einen Sohn. Drei Jahre ist er schon alt, und er heißt Lukas.

Du darfst Lukas jedes Wochenende besuchen, und dann geht ihr auf den Spielplatz.

Lukas' Mama hat herausgefunden, daß du mit ihrer besten Freundin und einem schwulen Arbeitskollegen einen Dreier hattest, und obwohl du ihr schwörst, die Freundin nicht ein einziges mal angepackt zu haben, hat sich von derselben und dir für immer abgewendet.

Als du Lukas deiner neuen Freundin zeigst, ist sie entzückt. Aber Lukas' Mama wird sie nie.

Beim Sex denkst du an früher. Die, die in ihren Zwanzigern studiert und nicht gefickt haben, sind jetzt Chef.

Du wünschst dir eine Frau, die wie ein Mädchen

aussieht.

Du gehst ins Fitneßstudio, trainierst, bildest dir ein, die Mädchen an der Bar würden dich bewundernd anblicken.

Aber die Mädchen von heute haben Demaskierung als Schulfach ab der dritten Klasse, und ihr Blick ist nicht absondern geringschätzend.

Du wirst 40, Lukas ist jetzt 13 und hat seine erste Freundin. Süß, denkst du, und erwischst dich beim Gedanken daran, ob du dir nicht das Foto klauen sollst – für nachher.

Du hast wieder angefangen zu wichsen. Es dauert länger als früher, und du mußt aufpassen, daß deine Freundin, die nicht mehr Lukas' Mama wird, und die du vor 2 Jahren in Ermangelung einer Alternative geheiratet hast, dich nicht dabei erwischt.

Du lernst, wie gut Handwäsche duftet.

Du gehst ab und zu fremd, der Sex ist schlecht, Heilpraktikerinnen, die sich im selben Internetchat wie du angemeldet haben und schlecht blasen.

Du schämst dich manchmal vor dir selber. Mit 45 läßt du dich scheiden. Grund: Midlifecrisis. Behauptest du.

Lukas findet's cool, er wird 18, ihr fliegt für eine Woche nach Rom, du zeigst mal, was du als Papa so alles kannst.

Lukas hat ein Mädchen, sie findet dich auch cool. Sie sieht aus wie eine Frau und du hoffst, Lukas wird mal Chef.

Du wünschst dir eine Frau, einfach nur eine Frau. Sex ist dir egal. Den bekommst du von Heilpraktikerinnen.

Du suchst dir einen neuen Job. Deine Chefin ist das Mädchen, das mit 14 wie eine Frau aussah.

Sie hat in ihren Zwanzigern nicht gefickt, sie hat promo-

viert und ist etwas ausgehungert.

Sie erinnert sich an deinen Liebesbrief, ihr geht essen, sie ist noch mal 16, und du noch mal 25 und ein Arschloch, und besorgst es ihr tüchtig.

Sie freut sich und weint danach ein bißchen. Du hast ein schlechtes Gewissen und schämst dich für das Arschloch und läßt dich in eine andere Abteilung versetzen, um sie nicht mehr sehen zu müssen.

Du wächst ein bißchen.

Rufst sie nach einem halben Jahr noch mal an, sie ist traurig, daß du gegangen bist, aber sie will dich wieder sehen.

Ihr laßt es langsam angehen. Ihr seid beide 50 und habt 35 Jahre lang den Unterschied zwischen Liebe und Geilheit gelernt, und macht es zum ersten mal richtig.

Ihr seid glücklich, habt Kuschelorgien, und du probierst Viagra gegen deine steigende Impotenz.

Lukas studiert und scheint ein braver Junge zu sein. Du hoffst, er wird mal Chef.

Als du 52 bist, besucht er dich am frühen Sonntag morgen, er sei grade in der Nähe gewesen und habe kaum geschlafen.

Seine Haare sind verstrubbelt, er riecht nach Rauch, Bier und Sex, er setzt sich und sagt: »Ich hab ne Firma gegründet und ... mein Mädchen ist schwanger.«

Du schweigst. Du weißt die Welt bleibt wie sie ist, du nimmst deinen Laptop und buchst mit Lukas eine Reise nach Rom.

In der Nacht weinst du ein wenig und schmiegst dich an deine Frau.

Endlich weißt du, was Liebe ist.

.....

бояться? Нового шага, нового собственного слова они всего больше бояться... А впрочем, я слишком много болтаю. Оттого и ничего не делаю, что болтаю. Пожалуй, впрочем, и так: оттого болтаю, что ничего не делаю. Это я в этот последний месяц выучился болтать, лежа по целым суткам в углу и думая... о царе Горохе. Ну зачем я теперь иду? Разве я способен на это? Разве это серьезно? Совсем не серьезно. Так ради фантазии сам себя тешу; игрушки! Да,

# barney.

Von Till Bender

Gestern habe ich einen Menschen getötet. Ich kenne mich mit Gesetzen und Paragraphen nicht genau aus, aber ich schätze, es war Mord. Daß es irgendwie auch ein Unfall war, dürfte für ein Gericht keine Rolle spielen. Es war Mord, und ich werde für den Rest meines Lebens ein Mörder sein. Und nach meinem Tod werde ich für alle Zeiten ein Mörder gewesen sein. Ich schreibe dies in der Hoffnung, Klarheit darüber zu gewinnen und zu behalten, was jetzt zu geschehen hat.

Ich habe ein paar Blocks von meiner Wohnung entfernt einen Schnapsladen überfallen. Er liegt etwas abseits der Hauptstraße, und kurz bevor der Laden schließt, ist in der Gegend kaum jemand unterwegs. Ich hatte mir einen breiten Schal so umgewickelt, daß er den größten Teil meines Gesichts verdeckte, ohne daß ich auffällig verummumt ausgesehen hätte, und ich hatte eine Pistole in der Jackentasche.

Zuerst schien alles glatt zu gehen. Die Straße vor dem Laden war völlig leer, ich betrat das Geschäft, gab vor, eine Flasche kaufen zu wollen, die der alte Mann hinter der Theke von einem oberen Regal holen mußte, und als er gerade wieder von der Leiter herunter war, stand ich schon neben ihm, hielt ihm die Waffe an den Kopf und befahl ihm, die Kasse zu öffnen. Den kleinen Revolver neben der Kasse sah ich erst, als seine Hand ihn schon berührte. Ich holte sehr kurz aus, schlug sehr fest zu. Ich traf ihn an der Schläfe, er ging zu Boden, als hätte ihn jemand fallen lassen, und schlug hart mit dem Hinterkopf auf. Ich tastete sofort nach seinem Puls, aber er war schon tot. Ich rief von seinem Telefon aus einen Krankenwagen. Dann verließ ich den Laden und ging nach Hause. Wie ein Roboter.

Zu diesem Zeitpunkt stand für mich fest, daß ich noch eine letzte Nacht bei meiner Familie verbringen und mich gleich am nächsten Morgen stellen würde. Ungefähr zwei Stunden, nachdem ich meine Wohnung erreicht hatte, klingelten zwei Polizeibeamte an meiner Tür. Ich wunderte mich, wie sie mich so schnell gefunden hatten. Aber sie waren nicht gekommen, mich abzuho-

len. Sie waren gekommen, um mir zu sagen, daß meine Frau tot war und meine beiden Söhne im Krankenhaus lagen. Sie hatten auf dem Heimweg einen Autounfall gehabt – der Fahrer des Wagens vor ihnen hatte plötzlich eine Vollbremsung gemacht, um einem mit Sirene und Blaulicht vorbeirasenden Krankenwagen auszuweichen. Meine Frau war ihm draufgefahren und durch die Scheibe geschleudert worden. Theo und Mike waren nur leicht verletzt, standen aber unter Schock. Die Polizisten boten mir an, mich ins Krankenhaus zu fahren. Ich nahm meine Jacke vom Haken und stieg in den Wagen. Dann saß ich die ganze Nacht in einem Krankenzimmer, starrte durch die Dunkelheit auf meine beiden Kinder und dachte Stunde um Stunde, was soll nun aus ihnen werden, wenn ich im Gefängnis sitze.

Heute morgen fuhr ich nach Hause, um ein paar Sachen für die Jungs zu holen. Als ich die Wohnung wieder verließ, fand ich im Briefkasten Post vom Kraftwerk: Sie haben überraschend eine Stelle für mich frei, ich könnte nächste Woche anfangen.

Da stand ich mit dem Brief in der Hand, zwischen den Füßen eine Tasche voller Pyjamas, Waschzeug und Spielsachen. Im Krankenhaus versuchte ich, meinen Kindern zu erklären, was das ist, wenn jemand stirbt. Ich bin nicht zur Polizei gegangen und werde es auch morgen nicht tun. Das kann ich nicht machen. • •

N.B., 30.11.1986

Mein lieber Junge,

N.B., 20.12.1986

ich bin noch immer ganz taub vom Schmerz darüber, daß dein Vater nicht mehr bei uns ist. Ich sage »bei uns«, weil ich weiß, daß er immer, immer auch bei dir war. Doch dies soll kein trauriger Brief sein, denn ich habe ein echtes Weihnachtswunder erlebt: Letzten Montag stand ein Engel vor meiner Tür. Keine Sorge – deine alte Mutter ist nicht verrückt geworden. Er trug keine Flügel,

пожалуй что и игрушки!« На улице жара стояла страшная, к тому же духота, толкотня, всюду известка, леса, кирпич, пыль и та особенная летняя вонь, столь известная каждому петербуржцу, не имеющему возможности нанять дачу, -- все это разом неприятно потрясло и без того уже расстроенные нервы юноши. Нестерпимая же вонь из распивочных, которых в этой части города особенное множество, и пьяные, поминутно попадавшие, несмотря

sondern eine alte Jacke und hatte einen dicken Schal um, gegen die Kälte. Er sagte, er würde mir gerne seine Geschichte erzählen, wenn er dürfe. Ich bat ihn herein, und er erzählte folgendes. Am selben Abend, als dein Vater getötet wurde, ist durch einen Unfall auch seine Frau ums Leben gekommen, zur selben Stunde und nur wenige Straßen von Vaters Geschäft entfernt. Er hat zwei kleine Söhne, um die er sich nun ganz alleine kümmern muß. In der Nacht, als er Witwer und ich Witwe geworden war, war er völlig verzweifelt, wußte nicht, wie es weitergehen sollte – er war arbeitslos und hatte kein Geld und niemanden, der ihm hätten helfen können.

Am nächsten Morgen hat er einen Posten im Kraftwerk angeboten bekommen. Er war einer von Vaters Stammkunden, und er hat das Gefühl, sagte er, daß sein Schicksal und meins irgendwie miteinander verbunden seien. Ihm sei mitten im größten Unglück ein Licht angezündet worden und nun sei er gekommen, um zu fragen, ob er auch irgendetwas für mich tun könne.

Ich hatte dir nichts davon gesagt, um dich nicht zu beunruhigen, aber ich bin in den letzten Monaten sehr viel schwächer geworden, und ich kann dir gar nicht sagen, was für Angst ich hatte, in so ein gräßliches Heim zu müssen, falls deinem Vater irgendetwas zustoßen sollte.

Und nun besucht mich dieser »Engel« jeden Abend für zwei Stunden, hilft mir im Haushalt, macht mir die Wäsche und besorgt meine Einkäufe, ohne irgendetwas dafür zu verlangen. Er hat versprochen zu kommen, so lange ich ihn brauche.

(...) Mein Junge, in ein paar Tagen ist Weihnachten – das letzte, das du im Gefängnis verbringst; das nächste feiern wir wieder zusammen. Gott schütze dich, in Liebe, deine Mutter • •

Aus »AN DEN NAGEL GEHÄNGT – Erinnerungen einer ehemaligen Domina«

Viele meiner Kunden kamen zu mir, um irgendeine der in den letzten Kapiteln beschriebenen Varianten von »Bestrafung« zu spielen, und für die meisten ging es dabei um nichts anderes als die Befriedigung sexueller Lust. Mit diesen Kunden fand ich es immer einfach zu arbeiten, weil sie natürlich ein großes Interesse daran hatten, mich genauestens wissen zu lassen, womit ich ihnen dienen konnte (auf die immanente Widersprüchlichkeit von »Dienstleistungen« einer »Herrin« kom-

me ich im nächsten Kapitel zu sprechen). Aber es gab auch Ausnahmen, und die waren manchmal geradezu unheimlich. Da war ein Kunde, der nicht spielen wollte, und dem es auf sexuelle Befriedigung nicht ankam. Dieser Mann bat mich, ihm die stärksten Schmerzen zuzufügen, die ich vertreten könnte. Ich gab mein Bestes, aber trotzdem – oder vielleicht deswegen – erklärte er beim vierten oder fünften Besuch, er könne nicht mehr zu mir kommen, da er beobachtet habe, daß er sich nach den Behandlungen besser fühle – er habe schlimme Schuldgefühle, und die ließen nach, wenn er bestraft worden sei. An seiner Schuld ändere das aber nichts, und auf die erkaufte Verminderung von Schuldgefühlen habe er kein Recht, das Geld sei anderswo besser untergebracht.

Ich bot ihm Rabatt an, aber da war nichts zu machen. Ich habe es nicht allzu sehr bedauert. • •

»JAZZ WITH GUESTS«, 12.09.2007

»Ja, liebe Hörerinnen und Hörer, wir nähern uns dem Ende von »JAZZ WITH GUESTS«, heute mit den Rasco-Brüdern Theo und Mike, die in den vergangenen zwei Stunden sehr offen mit uns gesprochen haben, unter anderem über den, ja, tragischen Unfalltod ihres Vaters, und die beiden haben darum gebeten, zum Schluß noch einen, ja, Appell über den Sender schicken zu dürfen. Theo? Mike? Theo. Bitte. »Kinder neigen wohl immer dazu, ihre toten Eltern zu idolisieren, aber ... durch so gut wie alles, was unser Vater je getan hat, hat ihm irgendetwas etwas zu verdanken. Wenn er einen Fehler hatte, war das vielleicht seine unendliche Sanftmut. Daher, falls Sie diese Sendung hören, appellieren wir an Sie, den Fahrer des Wagens: Gehen Sie zur Polizei, und stellen Sie sich. Sie wissen, daß sie einen Menschen überfahren haben, und wir alle wissen, daß es ein Unfall war. Auch die Richter wissen das, und wenn Sie sich stellen, werden mein Bruder und ich uns für eine milde Strafe einsetzen, in seinem Sinne. Mit einer Fahrerflucht auf dem Gewissen werden Sie nie frei leben können. Bitte stellen Sie sich, damit wir und Sie in Frieden leben können und unser Vater in Frieden ruhen. Danke.«

»Das waren noch einmal, ja, bewegende Worte. Wir verabschieden uns nun von Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer mit dem Klassiker »The Gentle Man«, live am Klavier: Theo und Mike Rasco, für Sie und – für Barney Rasco. Auf Wiederhören.«

на буднее время, довершили отвратительный и грустный колорит картины. Чувство глубочайшего омерзения мелькнуло на миг в тонких чертах молодого человека. Кстати, он был замечательно хорош собою, с прекрасными темными глазами, темно-рус, ростом выше среднего, тонок и строен. Но скоро он впал как бы в глубокую задумчивость, даже, вернее сказать, как бы в какое-то забытьё, и пошел, уже не замечая окружающего, да и не желая его

# nur eine schubkarre lehm.

Von Klaus Buschendorf

»Faulenzer!« rief der Meister seinem Lehrling zu. Der hatte sein gestriges Frustsaufen noch nicht verdaut. Viele kleine Zwerge mit kleinen Hämmerchen tobten sich in seinem Kopf aus. Dieser Kopf brachte Hammer und Amboß in seiner Ohrgegend nicht unter Kontrolle, und – Kopf, Mann und Schubkarre kippten zur Seite. Der Lehm, schwer genug vom nassen Hang gestochen, von der klebrigen Schaufel in die Karre befördert, rutschte über den Rand, bildete einen großen Haufen und stoppte den Jüngling in seiner wenig kontrollierten Vorwärtsbewegung. Er fiel vornüber. Der weiche Lehm formte seine Nase in sich – und nicht nur diese. Glitschige Nase strömte als elektrischer Impuls durch Nervenbahnen ins Gehirn und bewirkte Erstaunliches. Der Weckprozeß am Morgen zu Hause, jäh gestoppt durch das Hämmerchen der vielen kleinen Zwerge zwischen den beiden Ohren im Kopf, kam plötzlich wieder in Gang. Noch lag er still im nassen Lehm. Doch Nervenenden sprühten quer durch ihr großes Geäst. Das zeigte Wirkung. Der

Lehrling hob den Kopf. Er hörte das Schimpfen seines nachfolgenden Kollegen. Der hatte die Schubkarre abgestellt, denn die seine stand im Weg. Nein, das wollte er doch nicht: Die Kollegen hindern. Denn – das hatte er schon gelernt: Nicht wie bisher der Lehrer in der Schule ist der, nach dem er sich als ersten richten muß. Der Kollege ist es, der seine Arbeit gut beenden will, der Freude an ihrem Gelingen hat, dem darf er keinesfalls in die Quere kommen. Denn der kennt kein Pardon, wenn er ihn am Geldverdienen hindert. So faßte er die Schubkarre wieder an den Holmen, kippte sie hoch und machte dem Kollegen Platz. Verwundert spürte er den Rückzug der vielen kleinen Zwerge. Er suchte die nächste Schaufel und lud seine Karre wieder voll. Noch einen Kollegen mußte er passieren lassen. Dann konnte er sich wieder einordnen in diese endlos scheinende Reihe. Und er merkte, daß er dazu gehörte, auch, wenn ihm noch viel zu lernen blieb.

# der krake im nordbad.

Von Martin Rieger

»Ich ertrinke«, schrie Rudolf.

»Keine Angst, ich habe dich«, beruhigte ich ihn und hob ihn etwas aus dem Wasser.

Rudolf schlug wie wild um sich, daß es nur so spritzte.

Ich zog ihn etwas weiter zum Rand, damit er sich festhalten konnte. Hastig griff er nach der Betonkante und krallte sich fest.

Seufzend nahm ich die Nichtschwimmerangel in die andere Hand und ging neben Rudolf in die Hocke.

Er keuchte und zitterte. Sogleich tat er mir leid. Vielleicht hatte ich ihn doch etwas zu früh ins tiefe Becken genommen.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Rudi«, ich griff nach der Angel und zeigte sie ihm.

»Siehst du diese Stange?« Rudi nickte mit großen Augen. »Und dieses Seil geht direkt zu dem Gurt, den du umhast«. Ich rüttelte etwas daran, um ihm zu zeigen, daß er fest saß.

»Und ich kann dich jederzeit wieder rausziehen! Ganz so, wie ich es gerade gemacht habe.« Rudi nickte wieder.

»Aber ich habe solche Angst, daß ...«, stotterte er.

Plötzlich bemerkte ich lautes Lachen und Grölen hinter mir.

»Rudi hat Angst, Rudi hat Angst!« skandierte eine Gruppe, die ich sehr gut aus den vorangegangenen Schwimmkursen kannte.

»Ihr habt doch selbst alle Angst gehabt, als ihr zum ersten Mal im tiefen Becken wart«, stieß ich wütend hervor. »Gerade du, Hans!« und ich versuchte ihn zu packen, doch er war schneller und sprang zur Seite.

Aus sicherer Entfernung unkte er: »Paß auf, daß dich der Nordbadkrake nicht erwischt, Rudi!« wobei er die Schultern hochzog, eine Grimasse schnitt und mit beiden Armen wellenartige Bewegungen zur Seite machte.

Mit einer Stimme, die sich vermutlich tief anhören sollte, dröhnte er: »Ich zieh dich mit in die Tiefe, denn ich habe heute noch nichts zu fressen bekommen!«.

Seine Freunde taten es ihm gleich und tanzten mit wedelnden Armen, gurgelnde Laute ausstoßend um mich herum.

»Jetzt langt's mir aber«, donnerte ich und sprang ruckartig auf, wodurch die Lausbubenbande kreischend auseinander stob, »wen ich hier in der nächsten halben

Stunde erwische, fliegt raus!«

Johlend verzog sich das Häuflein in Richtung Rutsche, während ich mich wieder Rudi zuwandte. Er war aus dem Wasser geklettert, umklammerte sitzend seine Beine und schluchzte.

Seufzend setzte ich mich neben ihn und legte ihm meinen Arm beruhigend auf die Schulter.

»Rudi?«

»Ja?« er hob sein verheultes Gesicht und blickte mich mit wäßrigen Augen an.

»Rudi, glaubst du was ich dir sage?«

»Hm ja, ich glaube schon.«

»Weißt du, wie lange ich hier schon Bademeister bin?«

»Schon ganz, ganz lange« sagte Rudi langsam wieder mit festerer Stimme.

»Und wie lange kommen Hans und die anderen hierher?«

»Noch nicht so ganz lange.«

»Wer kennt also das Nordbad länger und besser?«

»Na du, Herr Bademeister«, erwiderte Rudi bestimmt.

»Genau Rudi, und seitdem ich hier bin, habe ich noch keinen Kraken im Nordbad gesehen!«

Nun mußte ich mir schnell etwas Neues ausdenken: »Dann müßte sie Frau Petzold gesehen haben. Schließlich müssen auch Kraken Eintritt bezahlen«, erwiderte ich und zwang mich meine Belustigung zu unterdrücken, »Sollen wir sie fragen?«

»Au ja!«

Rudi sprang auf und ich löste den Haken der Nichtschwimmerangel von seinem Rücken.

Gemeinsam liefen wir zum Eingang, und ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel, daß die alte Frau Petzold, welche schon die Kasse betreut hatte, als ich noch als Jugendlicher hierher kam, mitspielen würde.

»Du, Frau Petzold?« Rudi griff mit seinen noch nassen Fingern an die Kante der Theke und zog sich hoch, »ist hier ein Krake reingegangen?«

»Also bezahlt hat keiner«, antwortete sie schmunzelnd.

Ich schüttelte wild den Kopf und erstarrte sofort, als Rudi zu mir hochblickte.

»Aber an mir kommt niemand vorbei, ohne zu zahlen«, fügte sie schnell hinzu, »das weißt du doch«, und gab ihrem Blick etwas Ernsthaftes.

»Dann gibt es gar keinen Kraken im Nordbad«, sagte Rudi, »und Hans hat mich angelogen!«

Abwechselnd blickte er von mir zu Frau Petzold und wieder zurück – wir nickten einträchtig.

»Du, Herr Bademeister?«

»Ja, Rudi?«

»Kann ich es noch mal im tiefen Becken probieren?«

Ich schaudere und wische diese kleine Erinnerung weg. Vor mir liegt das leere Betonbecken des Nordbads.

Einzelne Pfützen, in denen sich Laub gesammelt hatte, unterbrechen das eintönige Grau. Ich lasse meinen Blick hinüber zur Erhebung schweifen, welche das Schwimmerbecken vom Nichtschwimmerbereich abgrenzte.

Wie oft hatte ich auf meinen Runden um das Becken mit meinem Pfiff eine Welle der Flucht vom Nichtschwimmer ins tiefe Becken ausgelöst. Ich selber hatte auch als Junge immer viel Spaß daran gehabt, im niedrigen Becken zu toben. Als Bademeister hatte ich dies zu unterbinden.

Die blaue Rutsche ist ebenfalls mit Herbstblättern verklebt, und ich versuche mir vorzustellen, ob dort jemals wieder ein so lustiges Treiben herrschen wird wie zum letzten Mal im Sommer 2006.

Schnell haben die Sprayer mit ihren Graffitis das Bad in Beschlag genommen, und die Kasse, wo früher die alte Frau Petzold tagein, tagaus den Eintritt kassiert hat, wirkt jetzt schon wie seit Jahren geschlossen.

Ich schlurfe noch etwas durch das nasse Herbstlaub und strebe dem Ausgang zu. Hier gibt es nichts mehr zu tun!

Ich werfe einen letzten Blick auf das leere Becken. Durch den Beton hatte das Wasser des Schwimmerbeckens immer recht dunkel gewirkt. Noch einmal kommt mir der kleine Rudi in den Sinn; nun könnte er sehen, daß dort unten kein Krake haust.



# liebesgeschichte.

Von Fred Stein

Seit zwei Jahren wohnte Paul in einer Altbauwohnung im dritten Geschoß. Die Wohnung hatte insbesondere den Vorteil, daß sie billig war und damit der klammen Finanzlage eines Studenten Rechnung trug. Im Sommer war sie wunderbar kühl und im Winter ebenfalls, allerdings empfand Paul letzteres als weniger wunderbar. Die Wohnung hatte einen alten Kachelofen, der mit Briketts beheizt wurde. Ansonsten wies sie keine Heizmöglichkeit auf.

Ein alter Kachelofen macht was her, aber hauptsächlich optisch, heiztechnisch ist er eher problematisch. Ein Kachelofen erfordert Weitsicht. Wenn Paul im Winter länger abwesend war, mußte er den Ofen vorher ordentlich mit Briketts bestücken, damit die Wohnung bei der Rückkehr warm war.

Ein Keller gehörte nicht zu der Wohnung, woraus weitere Probleme resultierten, insbesondere den Nachschub von Briketts betreffend. Was tut man, wenn keine Briketts mehr im Haus sind und man erst in den Baumarkt mußte? Es macht doch einen Unterschied, ob man

beim Nachbarn wegen eines Stückes Butter oder eines Eis klingelt, oder ob man zu diesem geht, um sich Briketts zu borgen. Da kann es dann schnell heißen, man habe keine Kohlen.

Wer trägt ansonsten auch schon gerne 25 Kilogramm im Block in den 3. Stock und die heiße Asche bei großer Kälte und windigem Wetter zum Ascheimer auf dem Hof?

All dies bewog Paul, im Winter sich überwiegend bei seiner Freundin aufzuhalten, die in einer Erdgeschoßwohnung mit Zentralheizung wohnte. Die Beziehung zwischen den beiden war deshalb in den Wintermonaten immer sehr intensiv, kühlte gegen den Sommer ab, bis zu dem Zeitpunkt im Herbst, zu dem niedrige Außentemperaturen, bzw. eine kalte Wohnung Paul wieder in die Arme seiner Freundin trieben. Die Beziehung verhielt sich insoweit gerade umgekehrt den Temperaturen der Jahreszeiten.

Vielleicht keine schlechte Lösung, wenn die Liebe mit den Jahreszeiten immer wieder neu entflammt.

# der schraubstock.

Von Anne-Katrin Thierschmidt

Schraubstock. Warum Schraubstock, und warum dieser Typ in immer wieder schlaflosen Nächten?

Aufschreiben. Sortieren. Klarkriegen.

Träume passieren nicht einfach so. Und Begegnungen passieren nicht einfach so. Nicht so un-nach-eindrücklich wie man aufstehen und sich einen Kaffee machen möchte, duschen, frühstücken und zur Arbeit gehen. Dazu ist es noch viel zu früh.

Es ist 4.00 Uhr.

Sie weckt den Rechner aus Standby, und aus der Musikanlage singen Element of Crime mit Nachdruck in die Nacht: »Jetzt mußt du springen«. Ja, aber wohin?

Am liebsten ihm ins Gesicht!

Sie wollte nur den Traum aufschreiben. Jetzt recherchiert sie im Internet: Mobbing. Arbeitsrecht. Traumdeutung.

Deutung.

Ach ja, der Schraubstock: zwingend, verkniffen und eng, vielleicht -stirnig, zuhaltend statt haltend, drückend von allen Seiten.

Stabilisierendes Werkzeug soll er sein.

Nicht zu vergessen, er ist selbst Angeschraubter, Festgestellter – und woanders Angestellter.

# von namen.

Von Julia Reinard

Goldberg sieht seinen Namen, gedehnt auf fünf Meter Länge, eineinhalb Meter Höhe, in Blau und krakeliger Sprayerschrift. Vor sechs Jahren an die Wand eines Mehrfamilienhauses gesprüht, die über einen Parkplatz zugänglich war. Fast hatte er diese überlebensgroße Schmach vergessen. Bis eben. Bis man ihn zu dieser Umleitung zwang. Härchen am Arm stellen sich auf, während er an der Wand vorüberfährt. Er ist wieder sechzehn Jahre alt, will nicht mehr namenlos sein, wenn er schon nicht der zweite gute Mensch der Familie ist. Das Haus verschwindet in den Rückspiegel, wird kleiner darin. Er setzt den Blinker nach links, hat Mutters schockierten Blick vor Augen, als er in der Nacht von zwei Polizisten nach Hause gebracht wird. Er biegt ab. Und Vaters Gesicht, mehr Mitleid als Vorwurf darin. An der nächsten Kreuzung wartet er, bis die geradeaus Fahrenden vorüber sind, rechts von ihm pocht kein Auto auf Vorfahrt, er biegt in die Uferstraße ein. Junge, das ist keine Kunst, auch wenn das nicht für Graffiti an sich gilt, hatte Vater gesagt. Den Hebel links des Lenkrads drückt Goldberg nach unten und biegt ab. Vater ist der gute Mensch. Der erste dieses Namens, er wird der einzige bleiben. Er ist ein Mensch, der Toleranz lebt und sein Wissen gern teilt, der, den alle lieben und anerkennen. Außer Goldberg, der nicht der zweite gute Mensch mit diesem Namen wird. Er biegt noch mal nach links, wird langsamer. Menschen mit Fehlern sind

leichter zu hassen, denkt er sich, wird noch langsamer, blinkt nach rechts und biegt in den Parkplatz ein. Zwar sind Stellplätze markiert, aber im Augenblick werden sie nicht genutzt, Goldberg hat freie Sicht auf sein Werk. Er zieht die Handbremse an, zurückhaltend gurgelt der Motor von Vaters ehemaligem Auto. Goldberg hatte Arbeitsstunden im Pflegeheim abgeleistet, hatte sich durchgeboxt, so gut, daß sie ihn ausgebildet und übernommen haben. Seitdem wird in der Familie über Vandalismus als Jobchance gewitzelt. Goldberg lacht nie darüber, auch wenn er sonst als fröhlicher Junge gilt. Für ihn ist der gesprayte Name kein Witz, der Schriftzug das einzig Große seines Lebens, gleichzeitig der Versuch, sich einen eigenen Namen zu machen und die Einsicht, niemals der zweite gute Mensch seiner Familie zu werden. Das Gaspedal hingegen ist ein Witz, er braucht es nur anstupsen, und der Drehzahlmesser macht eine halbe Runde. Einmal stupst er vorsichtig daran, ein zweites Mal stärker, beim dritten Mal drückt er das Pedal fast durch, lauter, lauter und noch lauter wird das Motorengeräusch. Man kann diesen Vater nur lieben, alles hat er richtig gemacht: Arbeit, Frau, Kind, Freunde, Geld, Haus, Nachbarn. Goldberg haßt seinen Vater. Er sieht ihrer beider Namen, löst die Handbremse und tritt das Gaspedal ganz durch.

Vater Goldberg macht alles richtig – niemals hätte er einen Wagen ohne Airbag gekauft.

# die fremde frau.

1. Jury-Preis

Von Christiane Berndt

Jeden Morgen um sechs Uhr verlasse ich das Haus. Wenn ich die Tür hinter mir schließe, ist es noch dunkel draußen. Da ich der letzte bin, muß ich zusperren.

Die Straße liegt verlassen und einsam vor mir. Wir haben ein altes Haus in einem kleinen Dorf. Bis zur Bushaltestelle muß ich nur ein paar Meter laufen. Wenn ich um die Kurve bin, sehe ich sie. Sie läuft ein paar Meter vor mir.

Ihr blondes Haar scheint zu leuchten im Dunkeln. Es ist sehr hell und kraus, und manchmal trägt sie es offen. Meist jedoch hat sie die Haare hochgesteckt. Ihre Schuhe sind viel zu hoch, und sie klappert laut auf den einsamen Fußwegen. Ihre Sachen sind auffällig und aus einer anderen Zeit, als man die Hosen noch über dem Nabel zuknöpfte. Ihre Tasche besteht aus rotem Leder, und sie trägt sie nicht, sondern sie hält sich daran fest.

Jeden Morgen geht sie vor mir her. Bis zur Haltestelle an der Hauptstraße. Dann steigt sie in den Bus und setzt sich ganz vorn in die erste Reihe. Ohne sie anzusehen, setze ich mich in die letzte Reihe. An ihren Schritten kann ich erkennen, wie es ihr geht. Sie hat den Gang einer Frau, die Haltung bewahren will, aber schon längst den Boden verloren hat. Meist ist sie betrunken. Dann geht sie schneller und aufrechter. Ich sehe es trotzdem.

Noch nie hat sie sich nach mir umgesehen, obwohl sie weiß, daß ich hinter ihr bin. Und ich halte den immer gleichen Abstand zu ihr.

Plötzlich strauchelt sie, und ich erschrecke. Sie versucht, sich zu fangen, doch es gelingt ihr nicht. Hilflos fällt sie, die Hände noch nach vorn gestreckt, doch ihr Kopf trifft den Bordstein.

Ich laufe zu ihr und versuche, ihr aufzuhelfen. Starker Parfum-Duft soll den Geruch von Alkohol überlagern, doch die Mischung aus beidem widert mich an. Panisch krallen sich ihre langen roten Nägel in meine Jacke, doch sie bekommt keinen Halt. Ich sehe eine Platzwunde an ihrer Stirn und wundere mich, wie schwer ein so dünner Mensch werden kann. Dann fasse ich mir ein Herz und packe richtig zu.

Im nächsten Moment steht sie wieder auf beiden Füßen. Sie wischt sich den Dreck von der Hose, ohne das Blut zu bemerken, das ihr von der Stirn über die Wange läuft und ihren Pullover verschmutzt.

»Ich muß zur Arbeit!« sagt sie, und schiebt mich beiseite.

Ich halte sie fest. Verwundert sieht sie mich an.

»Heute nicht, Mutter!« sage ich mit fester Stimme.  
»Heute nicht!«

# die wicherts von nebenan.

2. Jury-Preis

Von Stefan Petermann

Der Ostbeton ist dünn. Wenn man mit den Fingerknöchel dagegen schlägt, klingt er hohl. Da kann man außen noch so gelb drüber streichen, innen bleibt er immer grauer Beton. Sie drückt eine Hand auf ihr Ohr, das andere Ohr gegen die Wand. Schließt die Augen, steht still, hört ihr Blut, ihr Atmen, das fremde Wimmern. Es ist unmittelbar neben ihr. Vielleicht auch nur ein Radio, wer weiß das schon. Sie überlegt, ob sie ein Glas holen und es gegen die Wand drücken sollte. Damit kann man ja besser hören. Aber das wäre wirklich übertrieben. Ist ja nur ein Wimmern. Und nicht mal das scheint sicher. Silke öffnet die Augen und schämt sich plötzlich. Was macht sie eigentlich? Ruckartig tritt sie von den Wand zurück. Im Zimmer sucht sie eine Aufgabe. Etwas, das überhaupt nichts mit Lauschen zu tun hat. Sie geht auf den Balkon, nimmt die Wäsche von der Spinne. Das Wimmern verschwindet.

Silke weiß, Kinder sind so. Die sind immer im falschen Moment laut. Die haben ihr eigenes Schreien, das trifft jedesmal eine Frequenz, die ganz besonders schmerzt. Da muß man auch manchmal abschalten können. Da kann man nicht einfach so die Supernanny anrufen. Irgendwo versteht Silke da auch die Nachbarn. Wenn die immer die Polizei geholt hätten, wenn die Michi gebläkt hatte. Da wären die Grünen jeden Tag angerückt. Und Kinder haben hier alle. Auch die Wicherts. Die hat sie nur ein paar Mal auf dem Hausflur gesehen. Herr Wichert und Frau Wichert. Das Kind nie. Sie könnte auch nicht sagen, ob das jetzt Junge oder Mädchen ... Aber ein Kind ist das. Sie hört es doch schreien.

Als sie das Klingelschild der neuen Nachbarn las, da schossen ihr tausend Gedanken durch den Kopf. Naja, eigentlich nur einer, aber der war eine Erinnerung. Eine gute Erinnerung. Die Leute ziehen hier ein, die Leute ziehen aus. Das geht zack zack. Je nachdem, wo gerade der Regelsatz der Ämter liegt. Ist ja nicht so, daß sie in diese Wohnung gewollt hätte. In die Stadt kommt sie kaum noch, weil das sind jedes Mal vier Euro für die Straßenbahn. Da bleibt sie lieber vor Ort. Im Lidl kann man alles kaufen, und seitdem die Grünflächen neu gepflanzt sind, geht man schön spazieren. Da muß sie nicht unbedingt in die Stadt.

Sie erinnert sich, wie sie als Kind diese Sendung ge-

sehen hat. »Die Wicherts von nebenan«. Den Vater fand sie toll. Der hat in Gütersloh gearbeitet und die Brille immer bis vor an die Nasenspitze geschoben. Normalerweise mag Silke das überhaupt nicht bei Menschen, aber bei dem Herr Wichert hat ihr das gut gefallen. Der hat seine Familie auch geliebt. Seine Frau hat der *Schnuppe* genannt. Als ihre Familie nach der Wende rüber gefahren ist, kamen sie auch an Gütersloh vorbei. Da hat Silke so lange im Auto gebrüllt, bis sie in die Stadt gefahren sind. Silke lacht. Sie hat also als Kind auch geschrien. Und »Wichert« stand auf dem Klingelschild der Nachbarn. Da mußte Silke noch mal lachen. »Die Wicherts von nebenan«. Zufälle gibt es.

Silke hat furchtbare Angst, daß sie etwas Falsches tut, wenn sie nichts tut. Daß eines Tages die Reporter auf der Straße stehen und ihr ein Mikrophon hinhalten und ihr nichts einfällt, was sie sagen könnte. Daß die Zeitung wieder schreibt, was nicht stimmt. Doch sie ist nicht so. Sie war in der Schule, hat ordentlich gelernt, einen Abschluß gemacht und mit 19 gearbeitet. Dann kam die Michi, Peter ging und Silke blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Irgendwann würde die Michi groß genug sein und irgendwo will man ja auch was für sich selbst erreichen. Silke kennt die Leute im Haus. Es gibt die Energischen und die Leeren und es gibt die, die wie sie sind. Da geht man nicht einfach so hin und sagt: »Der und das ist schuld«. Da fragt man lieber: »Können wir uns das leisten«, wenn sich Samstag abend alle im Lidl treffen, weil die dann dort das Obst für den halben Preis verkaufen. Weil das Obst sonst übers Wochenende schlecht werden würde. Man kennt sich und man kennt die Geschichten der anderen und ist möglicherweise neidisch auf die mit den vielen Kindern, die vielleicht noch eine Behinderung haben. Die schieben immer die vollsten Einkaufswagen aus dem Lidl.

Sie freut sich, daß die Michi was will. Ist natürlich erstmal nur tanzen. Aber sicher weiß man ja nicht, ob das nicht doch gut gehen könnte. Da gibt es ja die unglaublichsten Entwicklungen. Und die Michi ist viel zu klug für ihr Alter. Aufs Fernsehen fällt die nicht rein. Die sagt, daß die Mädchen in den Tanz- und Singsendungen sich erst ausheulen, dann freuen und zum Schluß nackig machen. »Ich will nur tanzen«, sagt ihre Michi. Bei einer Minishow, als der Lidl sein Fünfjähriges feierte, da war

die Michi Zweite. Und das auch nur, weil die Erste sich fast nackig gemacht hat. Dabei war die erst genauso alt wie die Michi.

An der Tür klingelt es. Frau Baum steht davor, ein paar Blusen unterm Arm. Für die Michi sind die, abgetragen von den Baumkindern. Die Michi hat sich noch nie beschwert, jedenfalls nicht vor ihrer Mutter. Nur einmal hat sie geweint, natürlich unter dem Weihnachtsbaum. »Mehr krieg ich nicht?« und gleich die Tränen. Dabei hat Silke jeden Monat ein paar Mark für die Michi weggelegt. Das hat sie der Michi auch so erklärt. Irgendwo muß man den Kindern gegenüber offen sein. Seitdem weint die Michi nicht mehr, sondern freut sich über die kleinen Sachen. Gerade über die.

Frau Baum sitzt am Kaffeetisch und raucht und schimpft über den neuen Sachbearbeiter.

»Der hat gemeint, wir sollten mehr zurücklegen. Was weiß der denn schon, was ich zurücklegen kann.« Sie ascht in das Marmeladenglas. Wie Frau Baum zurücklegen ausgesprochen hat, klingt das wie zurückleben. Silke lächelt und weil Frau Baum schimpft, bemerkt sie das nicht. Später sprechen sie über die Wicherts. Frau Baum weiß auch nicht, was man machen könnte.

»Du weißt ja, wie Kinder manchmal sind«, sagt sie.

Silke nickt und gibt zu, daß sie Angst vor Herrn Wichert hat.

»Papperlapapp, große Schnauze, nichts dahinter«, sagt Frau Baum.

Silke erzählt von den Tattoos.

»Die kriegt man nur im Gefängnis.«

Frau Baum nickt und meint, man sollte erst mal vorsichtig sein.

Sie reden und warten, bis die Michi mittags von der Schule kommt und sich über die Blusen der Baumkinder freut.

Abends wird es wieder laut. Nebenan fällt eine Flasche zu Boden, zerbricht. Herr Wichert brüllt, Frau Wichert schreit, das Kind bläkt. Gepolter, Stühle werden verrückt, noch etwas zerbricht. Eine Tür knallt. Das Schreien bricht ab. Michi schaut Silke an, Silke die Michi, dann blicken sie wieder in den Fernseher.

Einmal hält sie den Telefonhörer in der Hand. Da knallten auch die Türen. Aber von außen. Im Flur stan-

den Herr und Frau Wichert. Silke hat das durch den Türspion genau verfolgen können. Die haben sich nicht mehr gestritten, aber trotzdem. Wie er sie angeblickt hat. Silke starrte auf die Tattoos. Kalt den Rücken ist es ihr runter. Das Kind war nicht dabei. Und nebenan blieb es still. Kein Wimmern, kein Weinen, nichts. Ein Kind macht doch Geräusche. Irgendwas. Ein Kind spielt doch. Da ist es ihr noch mal kalt den Rücken runter. Dann hält sie den Telefonhörer in der Hand und ruft nach der Polizei. Jedenfalls fast. Sie wählt die Nummer und sagt »Verwählt«. Die freundliche Stimme läßt Silke Zeit, sich umzuentcheiden. In der Pause hören beide das Atmen des jeweilig anderen. Silke legt auf.

Niemand im Haus weiß, daß Silke noch einen Schlüssel für die Wohnung nebenan besitzt. Von den alten Nachbarn. Als die Wicherts mal weg sind, da faßt sich Silke ein Herz. Sie will sich nicht einmischen. Aber sicher muß sie sein. Wenn die das Kind zurückgelassen haben, wenn das im Bett liegt, nichts zu essen und die Wicherts vielleicht erst in zwei Wochen wiederkommen, das könnte sich Silke nie verzeihen. Sie ist vorsichtig. Wartet ab, bis die Michi in der Schule ist und die Frau Baum im Lidl. Bis es im Haus ganz still wird. Da schleicht sie auf den Flur und öffnet die Tür. Wie eine Verbrecherin fühlt sie sich, aber auch ein bißchen wie eine Heldin. Da ist die Grenze ganz dünn. Das geht schnell, daß man das eine oder das andere wird. Bei den Wicherts riecht es nach Zigaretten. Die Küche ist nicht gerade sauber, Pappteller stehen in der Spüle und im Kühlschrank ein Tetrapak Milch, das Haltbarkeitsdatum abgelaufen. Vielleicht sind die Wicherts ja einkaufen. Silke versucht sich zu beeilen. Im Wohnzimmer eine große Couchgarnitur. Bestimmt von der Möbelstelle. Ihr fällt auf, daß nirgends Fotos hängen. Die Wände sind leer, die Tapeten weiß. Im Bad riecht es nach schlecht getrockneter Wäsche. Schließlich das Kinderzimmer. Genauso leer wie der Rest der Wohnung. Eine Matratze auf dem Boden. Silke sucht das Zimmer nach Spielzeug ab. Nichts deutet an, ob es zu einem Jungen oder Mädchen gehört. Im Zimmer riecht es nach Kot. Möglicherweise. Silke hört ein Geräusch. Sofort denkt sie an die Tätowierungen von Herrn Wichert, und sofort möchte sie raus der Wohnung. Im Flur stolpert sie über einen Karton. Sie schlägt sich den linken Arm auf und läßt etwas Blut zurück. Als sie wieder in ihrer Wohnung steht, pocht ihr das Herz. Sie

lehnt an der Tür, die Hände zittern.

Die Michi möchte tanzen.

»Ich hab eine neue Choreo«, sagt sie.

Silke nickt.

»Choreografie. Du weißt schon«, erklärt die Michi, weil sie ahnt, daß ihre Mutter nickt, aber nicht versteht, »neue Schritte.«

Gemeinsam räumen sie den Tisch und die Stühle vom Wohnzimmer in den Flur. Damit genügend Platz für den Tanz bleibt. Michi legt eine CD ein und nimmt Aufstellung. Die Hände an die Hüfte, das linke Bein nach vorn, den Blick nach unten. Als die Musik einsetzt, führt sie ihre Hände vor den Körper, beginnt das Bein zu zucken. Der Blick ist auf einen Punkt im Zimmer gerichtet, den Silke nicht sehen kann. Dafür hört sie was. Nebenan Poltern. Das Brüllen von Herr Wichert, das Keifen seiner Frau. Für sich zählt Silke bis fünf. Bei fünf, weiß sie, wird auch das Kind losheulen. Herrgottnochmal, ist das eigentlich ein Junge oder Mädchen? Das war noch niemals unten. Hat niemals mit anderen Kindern gespielt. Was ist das denn für ein Kind? Schon bei Vier kreischt es. Die Michi gerät kurz aus dem Takt, läßt sich aber nichts anmerken. Silke findet das unverschämt. Das die Eltern ihr Kind überhaupt nicht in den Griff bekommen. Irgendwo hat doch jeder seine Verantwortung. Die Michi, die tanzt hier wer weiß was, die will was werden, die hat ein Ziel, die ist für ihr Alter schon so weit, und nebenan immer dieses Brüllen.

Silke konzentriert sich wieder auf die Michi, die sich auf den Tanz konzentriert. Die schlackert mit den Beinen, das könnte wirklich was werden! Silke freut sich tief innen, sie ahnt plötzlich, daß die Michi nicht mal nur Miniwettbewerbe vor Einkaufszentren gewinnen wird, sondern ... Ein besonders lauter Ton reißt sie aus ihren Überlegungen. In diesem Ton war Kinderhaut und eine flache Hand und ein gehässiges Klatschen. Dieser Ton kam auch von tief innen, aber bitterböse. Da kriegt sie doch Angst. Was machen die Wicherts da? Auch die Michi merkt, daß etwas nicht stimmt. Sie bricht den Tanz ab, obwohl gerade der zweite Refrain einsetzt. Sie

steht im Raum, jetzt wirkt sie überhaupt nicht mehr wie jemand, der ein Ziel hat, jetzt möchte sie einfach nur in den Arm genommen werden. Fragend schaut die Michi Silke an. Silke ist stocksauer und voller Furcht.

Und genau in diesem Moment erinnert sie sich. Berlin. In Berlin haben die Wicherts gewohnt, nicht in Gütersloh. Dort war nur die Firma von Herrn Wichert. Aber gelebt haben die in Berlin. Plötzlich fallen ihr auch noch andere Dinge ein. Der komische Nachbar von den Wicherts, der was von der Frau Wichert wollte. Der Polzeiopa. Oder wie einer der Wichertsjungen gestorben ist. Das hat sie sehr mitgenommen. Da hat sie geweint und alle haben gesagt: »Du mußt nicht weinen, ist doch nur Fernsehen«. Nur die Großmutter, die hat sie verstanden, und nichts gesagt.

Silke steht auf und geht zur Anlage. Fährt das Lied auf Anfang zurück und dreht die Lautstärke nach oben. Dann gibt sie der Michi ein Zeichen. Es ist richtig laut im Wohnzimmer. Keine Wicherts mehr. Silke setzt sich. Die Michi tanzt wieder.

Jetzt ist Winter. Das Obst wird teurer. Obwohl die Vitamine nun viel wichtiger sind. Ein älteres Paar ist nebenan eingezogen. Obwohl, was heißt älter, die waren früher Bäcker, die hatten einen Laden, heute Schulden. Sagt man. Mit ihnen gesprochen, das hat sich noch nicht ergeben. Zugenickt schon. Die sahen auch nach Eile aus. Jeder hat was zu tun.

Zwei große Blumenkästen und Matratzen haben die Wicherts dagelassen. Die standen im Flur, eines Tages. Erst wurde geschimpft, später runtergetragen. In den Blumenkästen hat Silke nachgeschaut. Man weiß ja nie. Keine Blumen, aber viel Platz. Man kennt das ja. Die Reporter können jederzeit kommen. Wäre nicht das erste Mal. Mit einer kleinen Schaufel hat Silke in die Erde gestochen. Aber gefunden hat sie nichts. Da war nur Erde. Das sah vielleicht komisch aus, wie sie vor den Plastikkästen hockte. Silke ist trotzdem froh, daß sie es gemacht hat.

»Irgendwo möchte man ja auch sicher sein«, denkt sie.



# zum Lufttanz versammelte.

Von Katrin Marie Merten

An Sonntagen liegt die Heinstraße unbewegt wie ein Kalenderbild. Die ansonsten sich immerfort drehenden Reifen stehen dicht an Bordsteine gedrängt, unter blankgeputzten Metallflächen still. An Sonntagen steht Jannes in meiner Küche und kocht grünen Tee. »Wie du es aushältst die Woche über«, sagt er, »mir wäre es zu laut hier.«

An Sonntagen liegt alles in Schichten: Heute über Morgen, Lebensmittel nach Ladenschluß, Jalousien vor Schaufensterglas, Schwarz auf Weiß: Grafittiunterschriften übermütiger Jugendlicher. »Du trittst auf der Stelle«, sagt Jannes. »Ich sitze«, antworte ich.

An Montagen kommt einer im Blaumann mit Farbrolle und Eimer und streicht die Fassaden. »Typisch deutsch«, finde ich. »Ist doch super«, sagt Jannes. Gegen sieben rollen die Reifen, fahren Leute zu ihrer Arbeit. »An Montagen muß es eine Richtung geben«, sagt er, »damit die Füße nicht nur vor sich hin treten, X-Beine, O-Beine, die einander stellen, das rechte vor das linke, das linke vor das rechte.«

Neunuhrdreißig bin ich bestellt. Ich gehe die Treppen hinab, die Straße hinauf, Wände stehen eng gemauert, Lücken zwischen Regenrinne des einen und Dachansatz des anderen Hauses geben Himmelspalten frei und den Blick auf gleitende Vögel. Einzelne, Paare, zum Lufttanz Versammelte, ein Stimmenkonzert, als wurde Frieden beschlossen im letzten Traum.

Ich warte auf eine Straßenbahn, steige ein. Leute schieben sich auf Sitze, tragen Taschen auf Schößen, umklammern Griffe, werfen sich wissende Blicke zu, hier wird keiner gefragt. Das ist mir zu viel, alle atmen, alle riechen, alle haben Geschichten, aber so, mit der Bahn, geht es schneller voran. Gegenüber ein Junge, der ist vielleicht Vier und hält Finger vor seine Augen, schiebt sie auseinander, blinzelt durch Lücken. »Bin ich weg«, sagt er, lacht und baumelt die Beine abwechselnd unter den Plastiksitz und wieder hervor, das rechte, das linke, »bin ich weg.« »Pssst«, macht eine Frau Mitte vierzig mit Krause und hebt den rechten Zeigefinger, daß er ihre Lippen kreuzt. Ich schließe die Augen, sieben Stationen,

das ist mir zuviel, aber so geht es schnell voran.

Mit mir steigt ein Mann im schwarzen Cordanzug aus, seine Hose steht auf Hochwasser, der Stoff des Jacketts ist an den Ellbogen ausgedünnt. Auch die Krause kommt mit und zieht das Kind wie einen Koffer hinter sich her. Im Gleichschritt bewegen wir uns auf den Glaskollos zu, eine seltsame Einheit. Agentur steht geschrieben auf den Schildern, als könnte man hier vom Weg abkommen, sich verirren, als wäre es weniger amtlich mit dem neuen Namen.

Das helle Licht macht mir Angst. Alles ist gläsern, Schilder, Türen, Blicke. Wir ziehen Zahlen, erst die Frau, dann ich, dann der Mann. Alter geht vor und das Kind soll nicht noch länger warten. 208. Aus dem Lautsprecher eine Frauenstimme, durch die Leitung völlig verzogen, krächzt sie: »hunnertehunachtzsch.« Ich beginne, Leute im Raum zu zählen.

Die Tür geht auf, der Kapitän kommt rein, ich nicke ihm zu, ein Reflex. Jannes sagt immer: »Guck mal, der Spinner!« wenn er mich abholt und wir zu ihm fahren, die Zschochersche runter. »Guck mal, der Spinner!« wenn wir am Karl Heine Kanal spazieren gehen, oder beim Dönermann am Lindenauer Markt sitzen. »Sein Revier«, sagt Jannes, »hier wohnen nur Spinner. Wie du es es aushältst hier, ist mir ein Rätsel.«

»Mir aber nicht«, antworte ich, »ich mag meine Wohnung.« Sie ist nicht besonders schön, nicht besonders groß, sie ist nicht besonders. Nur, daß die Dusche in der Küche ist und das Klo auf halber Treppe. Meistens sind wir bei Jannes. »Wenn ich einen Job bekomme, werde ich mir eine neue Wohnung suchen«, habe ich versprochen. »Oder wir ziehen zusammen«, hat er geantwortet.

Der Kapitän setzt sich auf den Platz in der Stuhlreihe mir genau gegenüber. Er ist nicht irgendein Spinner, sondern der mit der marineblauen Mütze und dem weißen großen Megaphon. »Das ist ihm an den Mund gewachsen«, sagt Jannes immer, weil er ununterbrochen durch brüllt. Jetzt liegt es auf seinem Schoß, er hält den Griff umklammert mit beiden Händen. Seine Finger sind

gilbig, die Nägel haben schwarze Ränder. Um seinen Hals hängt ein grauer Schal, der Mann stinkt nach Schweiß, es ist Mitte Mai. Seine dunkelblaue Jacke wirft Wellen, die Stoffhose hat Löcher, Haare wuchern heraus. Die Fahne des Kapitäns reicht bis hier herüber, er setzt die Flasche an den Mund, schwenkt sie herab und stellt sie auf den roten Teppich, schiebt sie mit dem linken Fuß hinter das rechte Stuhlbein.

Der Kapitän zwinkert. Rechts neben mir sitzt ein Mann Ende zwanzig mit markanter schwarzer Brille im weißen Anzug und blättert in einer Broschüre. Er riecht nach Adidas Sport, das habe ich Jannes letztes Jahr zum Geburtstag geschenkt, weil er etwas Nützliches haben wollte. Ich glaube, er mag es nicht, jedenfalls riecht er nie so. Links neben mir sitzt der Junge aus der Bahn und hat seinen Kopf auf dem Oberschenkel der Krausen abgelegt. Der Kapitän zwinkert wieder. Er hebt sein Megaphon in Höhe seines Mundes.

»Worauf wartet ihr?« grölt er plötzlich. »Daß wir dran sind«, murmelt die Krause. Der Brillenmann blättert, räuspert sich. Auf Jobs für Akademiker, denke ich. Liebe Frau Winter, ausgezeichnet, ihre neue Bewerbungsmappe. Einser-Abi, Erfahrungen in der Gastronomie, im Verwaltungssektor, zweijährige wissenschaftliche Mitarbeit an der Universität, das jahrgangsbeste Diplom, ausgezeichnet. Tja, liebe Frau Winter, es tut uns leid, leider können wir Ihnen zur Zeit nichts anbieten, sie wissen ja: es ist schwierig mit Akademikern.

»Das Leben ist nicht Wünschdirwas!« grölt der Kapitän und legt das Megaphon auf seinen Schoß. Das Kind öffnet kurz die Augen, schließt sie wieder, die Krause schüttelt den Kopf. Der Gang zum Wartezimmer ist weit und breit, ständig Schritte, geht einer, kommt einer. Der Kapitän bleibt sitzen, zwinkert wieder. Auf der Leuchanzeige Nummer 199. Ich rücke hin und her auf dem Stuhl, im Anflug ein Schwindel, dann stößt mir Saures vom Magen hinauf, das Frühstück. »Das Frühstück ist die wichtigste Mahlzeit des Tages«, sagt Jannes. Er frühstückt immer sechs Uhr.

»Der Mensch braucht eine Aufgabe!« grölt der Ka-

pitän und zielt mit dem Megaphon genau auf mich. Die denken bestimmt, ich kenne den. Ich nehme mir auch eine Broschüre, blättere sie auf, lese Seitenzahlen. Zahlen sind einfach. Eine Aufgabe, ein Ergebnis, klare Sache: richtig oder falsch. »Der Mensch braucht eine Aufgabe!« Ich hebe die Broschüre vor mein Gesicht. Existenzgründer-Seminar. Vielleicht würde das helfen. Ob sie hier irgendwem helfen können, Akademikern wohl nicht. 201 auf der Tafel.

»Euch stehen alle Türen auf!« grölt der Kapitän. »Oh mein Gott«, sagt die Krausefrau. Der Kapitän schwenkt sein Megaphon, zielt genau auf sie: »Mein Gott hat keinen Namen!« grölt der Kapitän. »Meiner auch nicht«, stelle ich fest, eigentlich wollte ich das nur denken. »Das ist ja unerhört! Das ist ja unerhört!« sagt die Krause und legt die rechte Hand auf das Ohr ihres Kindes.

»Kommt denn hier mal wer, kommt denn hier nicht mal wer«, ruft sie, fuchelt mit der anderen Hand herum, wie hysterisch! Der Brillenmann steht auf, legt die Broschüre auf den Stapel zurück, zieht sich das Jackett gerade und geht rechts aus der Tür, zur Toilette. Die Krause faltet die Hände. Früher habe ich auch gebetet. Abends im Bett das Vaterunser hoch und runter, ich weiß nicht, ob das geholfen hat, oder wobei.

»Mein Gott hat keinen Namen!« grölt der Kapitän und lacht schallend. Wie soll der auch heißen? Klaus-Erhart? Buddha? Die Krause schüttelt ihre Locken und verzieht das Gesicht. Was denkt die denn? Daß der liebe Gott einen langen weißen Bart hat, kleingekrümmt auf knochige Äste gestützt in den Glockentürmen der Kirchen sitzt, in allen gleichzeitig, und dort durch Spalten zwischen Brettern kontrolliert, wer von uns zur Sonntagspredigt auf der Bank sitzt. Und die Nichtanwesenden sitzen hier, oder wie? Und so was erzählt sie dem Kind, oder was?

»Euch stehen alle Türen auf!« grölt der Kapitän, das Kind macht die Augen auf, »So ein Quatsch!« ruft die Krause, »unerhört!« Ich fange an zu lachen. Das ist wie Kabarett, mit Karten und Nummern, freier Platzwahl aber ohne Eintritt. Aus dem Kabarett könnte ich gehen.

»Euch stehen alle Türen auf!« grölt er noch einmal. Dann stehe ich auf.

Der Kapitän steht auch auf. »Weiter, mein Kind!« grölt er, klatscht in die Hände, sein Megaphon fällt auf den Boden, der Knall schallt durch den Raum, schallt hinaus auf den Gang, das Kind beginnt zu brüllen. Ich drehe mich um und laufe los, schaue mir über die Schulter, die Krause schaut mir nach und die anderen auch. Die denken bestimmt, ich bin mit dem verwandt.

»Worauf wartet ihr?« grölt der Kapitän. Vielleicht auf etwas, das sich anfühlt wie Erwachsensein. Ich renne den Gang entlang. Wie uns die Krausen es erklärt haben, als wir Kinder waren. Gut in der Schule, ein guter Abschluß, ein guter Job, eine gute Familie, zu Weihnachten Schnee und ein Baum. Bunte Kugeln. Geschenke. Logisch. Geradeaus. Folgen und Folgesfolgen. Keine Lücken im Tag. Keine Lücken im Wohnzimmer, dort, wo der Baum stehen würde, wenn es einen gäbe. Aber Jannes mag keine Bäume, Jannes mag Weihnachten nicht.

»Das Leben ist nicht Wünschdirwas!« grölt der Kapitän durch die Eingangshalle, nicht mal zu Weihnachten, denke ich, das ist Erwachsenenleben. »Worauf wartet ihr?« grölt der Kapitän. Alle Autos fahren in die Richtung, die ihr Blinker angibt. Ich warte darauf, daß ein grünes Ampelmännchen auf einer schwarzen Fläche erscheint, dann laufe ich los. »Du läufst anstrengend schnell«, sagt Jannes immer. Ich finde es anstrengend, langsamer zu laufen. Aber der Kapitän hält Schritt und mit beiden Händen sein Megaphon umklammert.

»Man darf nicht fortlaufen«, grölt er, das Megaphon fiepst. Ich bleibe stehen, drehe mich um. »Ich laufe gar

nicht fort«, schreie ich zurück. Dann drehe ich mich wieder um und laufe weiter. Der Kapitän mir hinterher. Immerhin ist er jetzt still. Vor meinem Hauseingang halte ich an und drehe mich wieder herum. Ausgeschlossen, ihn mit rauf zu nehmen, nach Hause. Nach Hause, das klingt mehr als zwei Räumen hinter einer Tür, in deren Schloß der Schlüssel in meiner Tasche paßt, und einem Klo halbe Treppe mit Extraschlüssel. Ausgeschlossen!

Meine ganze Wohnung würde nach Schnaps stinken. Der könnte mich ausrauben. Vergewaltigen. Umbringen. »Das Leben ist nicht Wünschdirwas!« sagt der Kapitän außer Atem, sein Megaphon baumelt am Ende seines rechten Armes. Jannes würde mich für verrückt erklären. Ich weiß nicht, wie ich ihm erklären soll, daß ich keinen Job habe, noch immer keinen, daß ich einfach gegangen bin. Vielleicht hätten sie diesmal was gehabt. Frau Winter, ich freue mich, ihnen mitteilen zu können, daß – ja, was?

Neben der Toilettentür steht ein auseinander klaffender Karton von Müllermilch, darin Leergut, der Kapitän legt seine Flasche dazu. Ich schließe die Tür auf, ziehe den Reißverschluß an meinen Stiefeln nach unten, der Kapitän bindet seine Schuhe auf, abgewetzte löchrige Turnschuhe, stellt sie neben die Tür. »An Montagen muß es eine Richtung geben«, sage ich, »eine Richtung, die man den eigenen Füßen verordnen kann, wenn sie selbst keine finden, vor sich hin treten, X-Beine, O-Beine, die einander stellen, das rechte vor das linke, das linke vor das rechte.« Der Kapitän zwinkert. »Tee«, sage ich und gehe in die Küche, setze einen Topf in die Dusche, drehe das Wasser auf. Tee ist immer gut.



# kamillente.e.

1. Schülerförderpreis

Von Sabine Wiedemann

Ich bin tot. Tot. Irgendwie hatte ich mir das Ganze anders vorgestellt. Mit dem Totsein, meine ich.

Vor mir steht eine Tasse Kamillente.e. Die große Blaue mit dem Sprung. Ein Sprung in der Schüssel.

Ich rieche nichts. Tote können ja schließlich nicht riechen. Ich höre auch nichts mehr. Tote können nicht hören. Das Letzte, das ich gehört habe, war das Schlagen der Wohnzimmertür. Als du wutentbrannt das Zimmer verlassen hast. Seitdem höre ich nicht mehr. Seitdem bin ich tot.

Ich sitze hier. Auf dem Boden. Der ist immer kalt, aber ich spüre die Kälte nicht.

Ich wußte nicht, daß Tote sitzen können. Anscheinend schon. Ich kann mich nicht mehr bewegen. Ich bin eben tot, wie schon gesagt.

Ich weiß nicht, wie lang ich bereits hier sitze. Bald muß doch der Leichenwagen kommen. Die packen mich dann in einen Sarg und dann mache ich mich auf meine letzte Reise. Ich frage mich, ob ihr an meinem Grab weinen werdet. Ob du weinen wirst. Ob du überhaupt zur Beerdigung erscheinst. Vielleicht kaufst du dir dafür einen neuen schwarzen Anzug. Dein Alter ist dir etwas zu klein. Aber wer weiß, ob du überhaupt kommst. Ich werde es ja sehen.

Komische Gedanken. Komisch, daß Tote denken können.

Woher soll ich das auch alles wissen. Bisher war ich ja noch nicht tot.

So ist das eben.

Was war das?

Ich glaube, mein kleiner Finger hat sich gerade bewegt. Das kann aber gar nicht sein. Ich bin doch tot. Tote können sich nicht bewegen.

Jetzt, schon wieder. Die ganze Hand bewegt sich. Ich halte meine Hand in den heißen, dampfenden Kamillente.e. Zumindest müßte der noch heiß sein. Aber ich spüre nichts. Ich vergaß, ich bin ja tot. Tote fühlen nichts.

Verdammt. Ein stechender Schmerz, ganz plötzlich. Ruckartig ziehe ich meinen Arm zurück. Ich schaue meine rote, verquollene Hand an. Sie scheint mir wie ein fremder Körperteil. Sie gehört nicht zu mir.

Aber der Schmerz ist verdammt real. Ich stehe auf und gehe in die Küche. Ich drehe den Wasserhahn auf und halte meine Hand unter den kalten Wasserstrahl. Meine Hand hat etwas Wildes, Pulsierendes.

Da erst fällt mir auf, daß ich aufgestanden bin. Ich stehe. Ich spüre den Schmerz, die Kälte des Wassers. Meine logische Schlußfolgerung: Ich bin doch nicht tot.

So kann man sich täuschen.

Ich erwache. Aus meiner Totenstarre. Aus meiner Gedankenstarre. Langsam gehe ich ins Wohnzimmer, zu der Wand. Dort hängt das Bild, das ich dir vorletztes Jahr zu Weihnachten geschenkt habe. Es ist viel zu schön für dich. Ich nehme es von der Wand.

Wie in Trance laufe ich ins Schlafzimmer. Meine T-Shirts, meine Hose, zwei Paar Socken, drei Slips. Die Wochenendration. Im Regal das häßliche Kuscheltier, das du mir an der Schießbude geschossen hast. Es war von Anfang an kaputt. So wie wir. Ich lasse es hier. Es hat mir nie gefallen. Es würde mich nur an dich erinnern.

Ich gehe ins Bad. Meine Zahnbürste, meine Zahnpasta. Wir haben nie die gleiche Zahnpasta verwendet. Mein Duschbad, mein Haarshampoo. Ein letzter Blick. Meine Bürste hätte ich fast vergessen. Und meine Creme.

Ich nehme alles. Ich werfe keinen Blick zurück. Ich kann das nicht. Das alles hier einfach aufgeben. Ich zögere. Vor der Tür bleibe ich stehen. Alles riecht nach dir. Nach deiner Wärme. Ich drehe mich doch noch einmal um.

Ich sehe uns. Wir lachen. Wir tanzen in der Stube. Du trittst mir auf die Füße. Oder ich dir. Es ist egal. Das ist nicht schlimm. Wir machen eine Kissenschlacht. Wir schießen mit einem Spielzeuggewehr in Plastikschüsseln. Wir lieben uns auf dem Boden, auf dem Sessel, auf der Couch.

Ich schaue noch mal hin. Wir sitzen da und diskutieren. Auf der Couch, auf dem Sessel, auf dem Boden. Über Kleinigkeiten. Wir reden nur noch. Wir zerreden alles. Ich weine. Du schaust verbittert. Ich treibe dich zur Weißglut. Du treibst mich in die Verzweiflung.

Ich drehe mich um. Ich öffne die Tür. Sie quietscht. Du hast sie immer noch nicht geölt.

Ich gehe.

Für immer.

# blind date.

Von Marcus Quent

2. Schülerförderpreis

ich zieh dir worte aus der kehle  
steck sie wieder rein  
mach den deckel zu  
stoß dich weg von mir  
laß dich frieren auf dem feld  
laß dich sterben in meiner welt  
in der alles zerfällt

wo hast du das licht hingesteckt  
zieh den schlüssel dir aus deiner brust  
ich will zurück zu mir

wenn ich dann zuhause bin  
schlag ich dir die tür vor der nase zu  
und schau dir lange noch durchs fenster nach

# weit weg.

Von Benjamin Damm

3. Schülerförderpreis

Weit weg

Ein Selbstmordattentat in Bagdad  
6 Tote,  
schlimm,  
aber weit weg

Ein Anschlag in der Londoner Innenstadt  
70 Verletzte  
auch sehr schlimm,  
aber auch weit weg

und wenn der Zug, in dem ich sitze  
in die Luft fliegt  
ist das für Andere  
auch weit weg

# bleistiftzeichnung.

Publikumspreis

Von Franziska Schramm

Damals in der neunten Klasse haben wir Stilleben gezeichnet. Vor mir ein Apfel, nichts weiter als ein Apfel. In meiner Hand ein Bleistift, einer mit extra weicher Mine, aber auch das konnte meinen Linien nicht ihre Ungeschicktheit nehmen. Nichts weiter als ein Apfel, vielleicht auch eine Banane, aber zum Scheitern verurteilt. Das unförmige Ding auf meinem Papier hatte die Haut eines Reptils, der Schatten hätte auch ein Ölfleck sein können, die schmierige Spur des Radiergummis vernichtete jegliche weitere Illusion. Banane Banane.

Du hast sicherlich mehr Talent als ich, das erkennt mein geschultes Auge. Wir knien auf dem Boden deiner Küche. Draußen ist es schon dunkel, das funzelige Licht der baumelnden Glühbirne verbirgt den Dreck des Tages. Polen ist nicht mehr zu sehen. »Polen«, so nennst du den Hinterhof, Polen beginnt gleich hinter der Fensterscheibe. Du hast für mich gekocht, die Zwiebeln geschnitten und das Fleisch gebraten und ich habe die Bewegung deiner Hände verfolgt. Und jetzt sitzen wir auf dem Boden deiner Küche.

Du hast eine schwarze Mappe vor mir ausgebreitet. Es sind Bleistiftzeichnungen. Aber mit Stilleben hat das wohl nur ansatzweise zu tun. Schamlippen. Pralle Pobacken. Erigierte Penisse. Sehr feine Striche, exakte Konturen, kein Detail ausgelassen. Seite um Seite. »Das ist Kunst«, sagst du, und streichst dir eine Strähne zurück.

Du beobachtest mich, wie ich blättere. Wie ich Blatt für Blatt zur Seite lege. Dein rechtes Auge ist ein wenig zusammengekniffen. Saugende Lippen. Tropfende Schamhaare. Leder und Lack. Animalische Begierden, Früchte der Lust, Apfel und Banane. »Das ist Kunst«, sagst du. Du wolltest das Tabu der Pornographie brechen, sagst du. Du wolltest das Bild an sich sichtbar machen. Du wolltest den Porno rausnehmen und das Bild als solches zeigen. Befreit. Ästhetisch. Eindeutig.

Aha. So was muß man wohl sagen, wenn man in Berlin wohnt, zwischen Sartre und Sacher-Masoch, zwischen Leinwänden und schweren Vorhängen, mit

Gasofen und Ausbildung zum Koch und einem Fußballstreifer vor der Wohnungstür. So was muß man wohl zeichnen, wenn man 36 ist und in einer Schaffenskrise, wenn alles schon mal da gewesen ist, zu nehmen von vorne wie von hinten.

Du siehst mich von der Seite an. »Was denkst du«, willst du wissen und deutest auf die Zeichnungen. Ich denke an die neunte Klasse und die vielen Äpfel und Bananen und Bleistiftspitzen, die unter meiner Hand abbrachen. Und ich denke daran, daß mein Kunstlehrer Grübchen hatte, damals in der neunten Klasse, und daß er sich über mein Papier gebeugt hat, im Glauben daran, daß Kunst nicht etwas mit Genialität, sondern mit schlichtem Handwerk zu tun hatte. Und ich deshalb auch all das lernen könnte, mit den Äpfeln und Birnen.

Ob du alle diese Stellungen schon mal ausprobiert hast, will ich wissen. Diese Frage scheint mir von allen möglichen Fragen die am wenigsten philosophische und grundsätzliche. Du grinst. Dann angelst du dir Tabak, Filter und Papier vom Tisch. Während du den Tabak ins Papier bettest, in eine Form bringst, sorgfältig drehst und leckst, währenddessen erzählst du von der Bäckerin mit dem geilen Arsch, von der Architektin mit den schmalen Händen und der Floristin, die gerne Schaumbäder nimmt. Du läßt mich keinen Moment aus den Augen. Ich versuche Polen zu erkennen, draußen im Dunkel. Du hast eine Zahnücke, oben links, wenn du lachst.

Dann erklärst du mir, wie die Zeichnungen entstehen. Du holst dir die Bilder aus dem Internet. Und zeichnest sie nach. Du nimmst jedes Tabu, vaginal und digital, und machst daraus eine Bleistift-Version. Irgendwie hatte ich mit lebenden Objekten gerechnet. Stille lebendige Dinger, die sich für dich ausziehen, wie Äpfel oder Bananen, die einen Schatten werfen. Irgendwas Inspirierendes, etwas mit Geschmack, wenn man leckt. Irgendetwas, was dem Radiergummi standhält.

Später dann schweigst du. Ich frage dich nach der Liebe, deute auf das Foto über dem Herd, aber du hast

nicht viel dazu zu sagen, außer vielleicht Konsumkritik und daß du bald weg bist. Fort von hier. Du siehst müde aus neben deinen Zeichnungen, pralles Fleisch, Lederfesseln mit sicherem Bleistiftstrich. Deine letzte Ausstellung ist elf Monate her.

Dann liegen wir unter dem Küchentisch, auf dem klebrigen Boden. Du schmeckst nach Erdnußbäumen und Rauch und ich halte dein Gesicht, dein Kinn, dein Haar. Ich denke an die neunte Klasse, daran, wie Verliebtsein war, klopfend, aufrichtig, vergebens. Ich denke an den mit den Grübchen, wie er sich über mich gebeugt hat und wie mein Herz schneller ging. Und wie wir in der Zehnten dann die Schuhmann bekamen und wie ich plötzlich weinen mußte über Skulpturen aus Draht.

Ich fühle mit der Zunge die leere Fleischlichkeit deiner Zahnücke. Deine Hände zittern, ertasten meine Linien, meine Formen, mein Schwarz und Weiß. Ich denke an Äpfel und Bananen, Papier, Stifte und wieder Papier. Deine Haut ist ein Leguan, der Schatten des Tisches fällt über uns, draußen ist es dunkel. Ich denke an die neunte Klasse, an den mit den Grübchen, denke Polen und fühle mich verlassen. Deine Freundin sieht uns zu, genagelt an die Wand, mit einem Herz aus Wachs drum rum. Banane, Banane. Alles Banane.



.....

## Das nächste **hEFt** erscheint am 28. März 2008.

- » Offene Redaktion: 6. Februar, Waschsalon Schongang, [www.schongang-erfurt.de](http://www.schongang-erfurt.de)
- » hEFt-erliest am 27. März in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 25. Februar 2008
- » Kontakt: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net)
- » Thema: Wärme und Arbeit

.....

## hEFt sucht

Im Jahr 2008 kümmert sich das hEFt um unsere existentiellen Grundbedürfnisse, und wir beginnen in der nächsten Ausgabe mit »Wärme und Arbeit«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: [heft@kulturrausch.net](mailto:heft@kulturrausch.net) oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- .....
- » Autor/innen
  - » Zeichner/innen
  - » Fotograf/innen

## hEFt zum Mitnehmen

» **Erfurt** Antiquariat am Waidspeicher, Bibliothek am Domplatz, Bistro »Bernd sein Zimmer«, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, café togo, Café Nerly, Café Tiko, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., radladen »die pedale«, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon »Schongang« » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus

## hEFte zum Herunterladen unter [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)



### » Autor/innenverzeichnis

» TILL BENDER, Autor, Bremen » CHRISTIANE BERNDT, Jg. 1976, lebt und arbeitet als Pädagogin in Worbis » JÜRGEN BRUGGER, Jg. 1957, studierter Pädagoge, lebt in Erfurt » RONJA BUSCH, 1978, Erfurt » KLAUS BUSCHENDORF, Jg. 1942, Redakteur der Zeitschrift *Artikel eins*, [www.artikel-eins.com](http://www.artikel-eins.com) » BENJAMIN DAMM, Jg. 1991, derzeit Abitur in Erfurt, lebt in Holzhausen » FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, fOto-dEsiGn & gRafik, [www.frankon.de](http://www.frankon.de) » LENA HAMMERSCHMIDT, Jahrgang 1982, Studium der Medien- und Kulturwissenschaften in Leipzig, derzeit Verlagsvolontärin in Berlin » PETER HEILBRONN, Widerstrebender – zum Schreiben Getriebener, ist bei Bebra » PAUL HOFMANN, Jg. 1981, lebt für Slam und slamt über's Leben in Berlin und Hamburg. Seine Helden sind Papa, Calvin und Hobbes sowie Garfield. Paul mag Gehirne. Deshalb geht er jeden Tag nach Dahlem studiert sie dort auch » SUSE JANETZKI, Jg. 1984, studiert Jura in Jena. » ROSA LINKE, Jg. 1977, Illustratorin, Weimar, [www.rosalinke.de](http://www.rosalinke.de) » KATRIN MARIE MERTEN, Jg. 1982, lebte in Bad Berka und Erfurt, studiert am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig, Veröffentlichungen in *junge Welt* u.a. » STEFAN PETERMANN, Jg. 1978, Mediengestalter und Sänger der Band *X ist Y?*, lebt in Weimar » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, lebt in Erfurt » MARCUS QUENT, Jg. 1990, zur Zeit Abitur in Ruhla » JULIA REINARD, Jg. 1980, Erfurt » MARTIN RIEGER, Jg. 1977, Student Soziale Arbeit, Agnostiker und faustischer Sucher » RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Desillusionist » FRED STEIN, Spitzname Feuerstein, ewiger Student und ständiger Caféhaus-Besucher » DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt » ANNE-KATRIN THIERSCHMIDT, Jg. 1979, Erfurt » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, [www.eleigoiste.de](http://www.eleigoiste.de) » FRANZISKA SCHRAMM, Jahrgang 1985, Marktredwitz (Bayern), studiert Kommunikationswissenschaft und Literaturwissenschaft in Erfurt » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » SABINE WIEDEMANN, Jg. 1986, derzeit Ausbildung zur Logopädin in Jena » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, [www.winklerin.de](http://www.winklerin.de)

